UEBER DEN URSPRUNG DER SCHWACHEN PRÄTERITAL-BILDUNG IN DEN GERMANISCHEN SPRACHEN.

DOCTORDISSERTATION,

WELCHE

MIT GENEHMIGUNG DER WEITBERÜHMTEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT ZU LUND

DIENSTAG DEN 29 MAI UM 4 UHR NACHMITTAGS

IM HÖRSALE I

ÖFFENTLICH VERTEIDIGEN WIRD

RUDOLF WICKBERG.

LUND 1877,
FR. BERLINGS BUCHDRUCKEREI UND SCHRIFTGIESSEREI.

ÜBER DEN URSPRUNG DER SCHWACHEN TRÄGERTAL-
BILDUNG IN DEN GERMANISCHEN STRACHEN.

SEINEM LIEBEN OHEIME

HERRN **JOHANNES SWAHN**

WIDMET DIESE SCHRIFT

IN INNIGSTER DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

DER VERFASSER.

SEINEM LIEBEN OHEIME

Herrn JOHANNES SWAHN

MIT DEM BESTEN WUNSCHE

IN UNWANDELBARER DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

DER VERFASSER.

Die nächste veranlassung zum ausarbeiten und vorlegen der folgenden sprachlichen untersuchungen gaben zwei unlängst erschienene abhandlungen von W. Begemann: "Das schwache präteritum der germanischen sprachen", Berlin 1873 (im folgenden citirt als Begemann I) und "Zur bedeutung des schwachen präteritums der germanischen sprachen", Berlin 1874 (im folgenden citirt als Begemann II). Die scharfen und vielseitigen angriffe, welche in diesen schriften gegen den mühsam aufgeführten bau der vergleichenden sprachforschung, insbesondere rücksichtlich der germanischen sprachen, gemacht werden, mussten einen lebhaften meinungsaustausch für und wider hervorrufen. Einerseits kann man ja nicht ohne besonders zwingende und überzeugende gründe das system aufgeben, welches, erst in grossen zügen von Bopp und Grimm dargestellt, von späteren forschern zu immer grösserer vervollkomnung ist ausgebildet worden. Sodann muss aber zugegeben werden, dass auch in den wichtigsten principfragen der sprachwissenschaft weit aus einander gehende ansichten sich fortwährend geltend machen, und eben deswegen darf man die auf tiefe und umfassende studien gestützten versuche Begemanns mehrere sprachfragen, die schon lange als abgemacht galten, einer erneuerten und, wenn möglich, genauern erörterung zu unterziehen, nicht mit allzu grosser kälte aufnehmen. In der wissenschaft der sprache, sowie in allen übrigen, ist es ja bei weitem besser und fruchtbringender, dass die entgegengesetzten ansichten mit einander ringen, als dass behauptungen, deren wahrheit doch nicht völlig erwiesen ist, unzugänglich verschlossen daliegen sollten, eben wie in einem gläsernen kästchen kostbare fünde, die man zwar beschauen, nicht aber mit vermessener hand berühren darf. Die fortschritte des wissens werden durch gleichgültigkeit und träge, nicht durch kühnheit im forschen gehemmt, wenn diese kühnheit sich auch mancher fehl-

griffe schuldig macht. Denn aus dem dadurch hervorgerufenen kampfe geht doch stets zuletzt — früher oder später — die wahrheit hervor. Und die überzeugung, die man gewinnt, wenn man den wechselungen eines solchen kampfes folgt, wird bei weitem tiefer und eingehender als wenn wir uns an eine auctorität schliessen, diese mag so gross sein wie sie wolle.

So habe ich versucht mit berücksichtigung sowol der oben genannten schriften als auch der kritiken von denselben, die zu meiner kenntniss gelangt sind (ausser den in der vorrede zu Begemann II erwähnten noch Göttingische Gelehrte Anzeigen, 31 märz 1875, und Revue d'Histoire et de Littérature, 3 juillet 1875, die zwar sämmtlich keineswegs erschöpfend sind), mir in bezug auf den eigentlichen kernpunkt dieses wissenschaftlichen streites: den ursprung der schwachen präteritalbildung in den germanischen sprachen ein selbständiges urteil zu bilden. Natürlich sind aber auch andere gegenstände, die mit dem speciellen in einigem zusammenhange stehen, u. a. die rolle, welche die lautverschiebung in der entwickelung der sprachen gespielt hat, im folgenden vorübergehend berührt worden. Das ergebniss dieser untersuchungen lege ich jetzt dar; ich brauche nicht hinzuzufügen, dass es ohne jeden anspruch in einer entscheidenden weise aufzutreten geschehe: kräfte, zeit und die geringen materialien, die mir zu gebote standen, haben mir verwehrt den gegenstand völlig zu erschöpfen. Nur die vorliebe, welche ich für denselben gefasst, hat mich bewegen können, aller jener mängel ungeachtet, einen versuch erscheinen zu lassen, der, wie unvollkommen er übrigens auch sei, jedenfalls kein gepräge unzeitiger neuerungsgier oder eifersüchtigen tadels tragen darf.

Die verbalformation, deren bildungsweise der gegenstand der folgenden untersuchungen sein wird, gehört nicht zu denjenigen, die durch ihr dasein in sämmtlichen indo-europäischen sprachen sich als uralt bekunden. Die ältesten mittel, deren sich schon die indo-europäische ursprache bediente um eine handlung oder einen zustand als vergangen zu bezeichnen, waren augmentirung und verdoppelung der wurzel. Eine richtige auffassung der entstehung, der natur und des gebrauches dieser sprachmittel kann nicht ohne bedeutung für die lösung der uns vorliegenden aufgabe sein; werfen wir denn einen wenn auch flüchtigen blick auf die entwickelung jener spracherscheinungen.

Die augmentirung [1]) bestand ganz einfach darin, dass an den verbalstamm eine partikel als bezeichnung der vergangenheit gefügt wurde: skrt. *a-dā-m* (ich gab),

[1]) Vgl. Curtius, Das Verbum der Griechischen Sprache I 105 ff.

wahrscheinlich für urspr. *ā-dā-m* [1]). Die von den präsentialen abweichenden s. g. sekundären personalendungen sind der auf das augment zurückgezogenen betonung zuzuschreiben. Es ist jedoch keineswegs abgemacht, dass dieses präteritalbildende *ā* ursprünglich die bedeutung vergangener zeit hatte: eig. ist es die lokativbildung eines pronominalstammes urspr. *a*, welcher aller wahrscheinlichkeit nach zuerst auf das im raume oder in der zeit gegenwärtige hinwies: skrt. adv. *ā* = her, herzu. Sodann hat es, anfänglich nur die zeit eines ereignisses schärfer hervorhebend, nach und nach seine präteritale bedeutung in verbindung mit dem verbalstamme bekommen. Auf dieselbe weise wird skrt. *sma* neben einem präsens gebraucht. Andere erklärungen als die obige gibt es zwar, aber keine, die so einfach und beglaubigt ist. Uebrigens ist zu merken, dass im germanischen sprachstamme nichts dem augmente entsprechendes mit sicherheit kann nachgewiesen werden.

So wie die augmentirung war die reduplication an sich ursprünglich keine bezeichnung der vergangenheit. Wol aber bediente man sich deren um eine steigerung des einfachen begriffes auszudrücken. Diese steigerung konnte natürlich mannigfacher art sein und die verhältnisse der iteration (die eigentlichste anwendung), der intensität (so besonders im skrt.), der dauer u. s. w. in sich begreifen. Sie kommt auch und zwar in der wechselndsten verwendung sämmtlichen wortclassen der indo-europäischen sprachfamilie zu. Insbesondere für das verbum ist es sehr leicht jene verschiedenen arten der function der reduplication zu erweisen: allmälig wurde sie doch zur speciellen sprachlichen bezeichnung einer handlung oder eines zustandes als vergangen oder als im gegenwärtigen — natürlich immer in beziehung zum sprechenden — vollzogen, und hat als solche in den indo-europäischen sprachen ihre am meisten charakteristische bedeutung.

Auf die dauer konnte aber nicht die einfache kraft der ältesten spracherzeugung fortleben: die von derselben befolgten gesetze wurden bald ohnmächtig den neuen bildungen gegenüber, die sich stets in die sprache hineindrängen und, jenen gesetzen unfügsam, neue formen für ihr sprachliches leben erkämpfen. Hierher gehören die auf mannigfache art abgeleiteten verben: diese haben in den germ. sprachen für die bildung der präteritalen formen dem gesetze der reduplication nicht wol folgen können: sie haben in dieser hinsicht einen ganz anderen weg eingeschlagen als diejenigen verbalstämme, welche mit den wurzeln identisch sind. Diese verschiedenheit der germ. präteritalbildung ist natürlich schon lange bemerkt und als massge-

---

[1]) Vgl. die griech. impf. *ἤμελλον ἠβουλομην ἠδυναμην*. Uebrigens weist Benfey in seiner Vollständigen Sanskrit-grammatik s. 361 für den Veda-dialekt auch *ā* als augment nach.

bend für die grammatische classification der verben anerkannt worden, aber die frage über den ursprung des dentalen elementes, welches für das prät. der abgeleiteten verben kennzeichnend ist, konnte nicht im ernste erhoben werden, ehe die vergleichende sprachwissenschaft einer historischen untersuchung der sprachformen das wort gegeben. So trat schon Rask mit der behauptung auf, das präteritale *t* oder *d* sei von wesentlich derselben natur wie das im part. pass. vorkommende, eine ansicht, die, wie wir sehen werden, auch von Begemann gehegt wird. Allein die jetzt allgemeine, ja fast ausschliesslich geltende auffassung wurde zuerst von Franz Bopp in verbindung mit seinen übrigen epochemachenden entdeckungen auf dem gebiete der vergleichenden sprachwissenschaft dargestellt, wenn sie auch vorerst nicht vollständig durchgeführt wurde. In seiner schrift vom conjugationssystem der sanskritsprache (1816) ss. 151 ff. ist er der meinung, der dual und plural ind. sowie der conjunctiv des got. schwachen präteritums — denn an diesem dialect hat man sich bei der beantwortung der vorliegenden frage vorzüglich gehalten — seien durch zusammenwachsen mit dem prät. vom verbum *da* tun gebildet worden, während der sing. ind. aus dem schwachen part. pass. entstanden sei.

Dies ist, wie gesagt, Bopps frühere auffassung, seine spätere aber — welche von J. Grimm zuerst aufgestellt wurde — ist, wie sie in seiner monumentalen Vergleichenden Grammatik vorliegt und im wesentlichen von den jetzigen sprachforschern ist angenommen worden, die folgende. Die germ. schwachen oder abgeleiteten verben bilden ihr prät. durch zusammensetzung des verbalstammes mit dem flectirten prät. des verbum *dad* (skrt. *dadh* eig. *dhadh*, redupl. von *dha* oder *dhā*) im dual und plural des ind. und im ganzen conjunctiv, z. b. got *nasi-dedum* eben wie *lesum* von der wurzel *las*. Im sing. des ind. wiederum ist die reduplicationssilbe verloren gegangen, während der wurzelvocal aufbewahrt wurde entweder in der gekürzten form *da* (1, 3 person) oder in der ursprünglichen langen (2 person): Bopp a. a. o. § 621 ff.

Gegen diese ansicht ist in neuester zeit W. Begemann aufgetreten und hat den gegenstand in seinen oben erwähnten arbeiten einer neuen und, wie er meint, erschöpfenden erörterung unterzogen. Das ergebniss seiner umfassenden forschungen auf einem grossen gebiete der germanischen sprachformation wäre der nachweis, dass das schwache prät. aus dem part. pass. abgeleitet sei oder vielleicht richtiger mit diesem im nächsten zusammenhange stehe, ein resultat also, das principiell abweicht von dem was bisher im allgemeinen als ausgemacht galt.

Nach dieser in den allgemeinsten zügen gehaltenen übersicht der geschichtlichen stellung der frage gehen wir zur näheren beurteilung der gründe über, welche rück-

sichtlich sowol der form als der bedeutung der betreffenden verbalbildungen (prät. und part.) für oder wider die beiden entgegengesetzten meinungen sprechen mögen.

Das erste, was wir dann zu entscheiden haben ist ob sämmtliche germ. dialecte bei der bildung des schwachen prät. demselben princip gefolgt seien. Sind die altgerm. formen — denn es sind natürlich nur diese perioden der dialecte, die hier speciell in betracht zu kommen brauchen — sind got. *hausida*, ahd. *hōrta*, alts. *hōrda*, ags. *hȳrde*, altfr. *hērde*, altn. *heyrða* (alle = ich hörte) vollkommen analoge formen? Diese frage kann nicht anders als bejaht werden und wurde stets so beantwortet: die von einander in jenen und anderen ähnlichen bildungen abweichenden formationen finden ihre volle erklärung in den zwischen den verschiedenen dialecten waltenden lautentsprechungen.

Eine andere frage ist die ob alle personalformen ihre endungen an einen in ein und derselben weise gebildeten tempusstamm fügen. Die scheinbare verschiedenheit zwischen z. b. dem got. sing. *hausida* und plural *hausidedum* könnte leicht zur annahme zwei verschiedener tempusstämme verlocken und hat auch in der tat, wie wir oben sahen, Bopp anfänglich dazu verlockt. Ein solches zusammenkoppeln, wie er hat machen wollen, ist aber in keiner weise anzunehmen, denn in diesem falle fordert die natur der sache einheit der erklärung. Wie auch Bopp diese seine erklärung bald genug aufgab und sich an Grimm anschloss. Seitdem hat niemand Bopps frühere ansicht wiederaufnehmen wollen.

Ehe ich die einheitlichen erklärungen im einzelnen darzustellen versuche, scheint es zweckmässig zu untersuchen, ob es in den indo-europäischen germ. und nichtgerm. sprachen zusammengesetzte neubildungen gebe, die mit derjenigen, welche fürs germ. schwache prät. allgemein angenommen wird, identisch oder wenigstens analog seien. Ja, dergleichen bildungen gibt es nicht wenige, obwol die entstehung mehrerer von denselben nicht mit sicherheit zu ermitteln ist. Vgl. z. b. Schleichers Compendium der vergleichenden grammatik §§ 299 ff. Hier mag es genügen einiges davon übersichtlich zusammenzuführen.

Im sanskrit bilden die verben der zehnten klasse, die causativen und andere abgeleitete verben, welche eben als den germ. schwachen entsprechend betrachtet werden können, ihr perfectum — nicht wie übrige verben unmittelbar durch reduplication, sondern — durch umschreibung mittels des perf. von einem der hülfsverben *kar, as* oder *bhu*, welches an den accusativ eines dem betreffenden verbum entsprechenden subst. gefügt wird, z. b. *corajāñ-cakāra* (= er beging die handlung des

stehlens). Solche bildungen sind schon in der vedasprache als aoriste vorhanden. Vollständig entsprechen doch diese formationen den germanischen — wenn wir die zusammensetzungstheorie adoptiren — nicht. Die skrt. form zeigt sich eher als zusammenstellung eines flectirten verbum und eines erstarrten accusativs denn als völlige zusammenlötung eines verbalstammes mit einem flectirten hülfsverbum. Dies erhellt u. a. daraus, dass die beiden worte in jener zusammenstellung aus einander geschieden werden können.

Im altbaktrischen ist *dā* (= skrt *dhā*, welches jedoch nur zufällig als hülfsverbum verwendet wird, s. gleich unten) als hülfsverbum in ausgedehntem gebrauche. Curtius a. a. o. II 347.

Im griechischen wird der s. g. aoristus I allgemein (z. b. Schleicher a. a. o. § 300) als eine zusammengesetzte form betrachtet, die durch verschmelzung des verbalstammes mit einem aoristus von der wurzel urspr. *dhā* entstanden sei. Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass Begemann (II 2, 3) jenen aor. I für eine nachbildung nach dem älteren aor. II hält, in derselben weise wie sich *πληθω* zu *πλα* (*πιμπλημι*) verhält. Dies bestätigt aber nur die zuerst dargelegte ansicht: denn auch das *θ* in *πληθω* muss zur wurzel urspr. *dhā* zurückgeführt werden, wie es aus völlig analogen skrt. neubildungen z. b. *çrad-dadhāmi* (= lat. *credo*) und den lat. *abdo, condo, credo, perdo* und *subdo* deutlich hervorgeht.

Sodann kommen wir zu den zahlreichen präteritalen neubildungen im lateinischen. Besondere rücksicht verdient hier das lat. s. g. imperfectum, dessen endung *-bam* zwar gewöhnlich von der wurzel urspr. *bhu*, lat. *fu* hergeleitet wird, welches aber Scherer (Zur Geschichte der deutschen sprache, s. 202), wie mir scheint mit recht, aus der wurzel urspr. *dhā* entfaltet wissen will. Denn vgl. *verbum*, got. *vaurd*, grundform *vardham; über* (euter), skrt. *ūdhar; ruber* griech. *ἐρυθρος*, skrt. *rudhiras* u. s. w. Dann würde ja in bezug auf sowol die einfachen elemente der zusammengesetzten formen als ihre innige verbindung vollständige übereinstimmung zwischen z. b. lat. *domabat*, got. *tamida;* lat. *tenebat*, got. *panida* walten.

Zuletzt nur ein analogon aus einer slavischen sprache, dem litauischen. Das imperfectum — eine iteration bezeichnend — wird hier gebildet dadurch, dass an den verbalstamm das prät. des hülfsverbum inf. *dėti* (urspr. wurzel *dhā*) tritt, z. b. von der wurzel *suk* (drehen): *suk-dav-au, suk-dav-ai* u. s. w., also in eben derselben weise wie es für das germanische allgemein angenommen wird.

In der germanischen verbalflexion, verkümmert wie dieselbe in so hohem grade ist, können wir schon von vorn herein keine analogien für die präteritale zu-

sammensetzung erwarten. Das bedürfniss aber die fehlenden temporalformen einigermassen zu suppliren führte, als der nackte verbalstamm nicht mehr in innige verbindung mit einem hülfsverbum treten konnte, zur blossen zusammenstellung von hülfsverben mit den nominalen elementen der verbalformation, bzw. inf. und part. In diesen zusammenstellungen tritt eben das in bezug auf bedeutung fast farblose *tun* sehr häufig auf. Wir erinnern hier nur an das engl. *did you call, you did not call* und fürs hochdeutsche so alte verbindungen wie *tuon bewarn* Walther, Leich 90 ("Deutsche Classiker"), *enschrumpfieren tuon* Parzival 295,5 und verweisen übrigens auf Grimms Grammatik IV 94 (2 ausgabe). In den nordischen sprachen findet sich jenes verbum nicht, anstatt dessen fungirt aber das gleichbedeutende *gera, gøra* u. s. w., z. b. in der ältern Edda: *né han konu kyssa gerði* Sigurðarkv. III 4 u. a.; in der jetzigen schwedischen umgangssprache sehr geläufig: *kom gjorde han* u. b. hier zwei prät. neben einander gestellt (eig. = kam tat er); *kom* prät. nach analogie von *gjorde,* auch *sjunga gjorde han,* eig. = singen tat er.

Sowol in als ausser der germanischen verbalflexion gibt es demnach einleuchtende analogien für die betreffende zusammensetzung.

I

Jetzt gehen wir zur untersuchung der formen über, in denen die wurzel urspr. *dhā* im germanischen auftritt. Diese sind sehr verschieden — das muss schon von vorn herein zugegeben werden — und es hat stets den sprachforschern grosse mühe gekostet alle verzweigungen der wurzel auf eine gemeinsame urform zurückzuführen. Vgl. Begemann I 2—10. Die sicherste methode aber die ursprüngliche germ. gestalt der wurzel aufzufinden ist unstreitig vom daraus hergeleiteten subst., welches in allen dialecten vorhanden ist, auszugehen. Dies hat auch schon Begemann getan, jedoch nur vorübergehend und um die bisher aufgestellten hypothesen zu widerlegen, er ist aber dabei zu einem, wie es mir scheint, festzuhaltenden ergebnisse gelangt. Früher wurde allgemein angenommen, das got. subst. *deds* (stamm *dedi*) müsse hergeleitet werden aus einer in diesem dialecte verloren gegangenen wurzel *dad* — in ihrer formenbildung z. b. dem *lisan las lesum lisans* entsprechend. In der tat bildet aber keines der verben, die unter jene formel *(i a e i)* eingereiht werden, ein mit *deds* analoges subst. Ein solches gibt es jedoch, nämlich *seds* (stamm *sedi)* vom reduplicirenden verbum *saian* abgeleitet. Dagegen kann man nicht, wie Begemann will (I 24), *unleds* herbeiziehen, teils wegen der schwierigkeit die bedeutungen von *laian* und *leds* zu vermitteln, teils wegen der beschaffenheit des

stammes von *leds*, da *un-leds* ein reiner *a*-stammen und das subst. *un-ledi ja*-stamm ist (dat. *un-ledja* 2 Cor. 8, 2). Aber das eine *seds* genügt vollkommen. Wir wissen mit sicherheit sowol wegen des prät. *saiso* wie durch vergleichung mit den urverwandten sprachen, dass die wurzel eine vocalische *sā* und das folgende damit verschmolzene *i* derselben natur ist wie das *j*, welches nach der wurzel in *bidjan* folgt, obwol es in *saian* nebst dem wurzelvocale *a* zum diftonge *ai* übergegangen ist. Zwar hätte man erwarten können, dass der inf. *sajan* lauten würde, wie *bajoþs* von *bai*, *vajamerjan* von *vai*; die lautverbindung *ai* ist aber auch nicht ungewöhnlich, vgl. *armaio* und zusammengeschriebene worte wie *þaiei* u. s. w. Ebenso wie *seds* (oder *seþs*) von *sā* durch das suffix got. *di*, urspr. *ti* gebildet ist, so setzt auch das got. *deds* eine wurzel *dā* voraus. Dies resultat wird von seiten der übrigen dialecte vollkommen bestätigt. Es gibt nämlich auch in diesen kein ursprünglicher *i*-stamm, welcher durch das fügen eines *i* an die verlängerte wurzel ist gebildet worden, in der weise wie *deds* aus der wurzel *dad* der gewöhnlichen annahme nach entstanden sein sollte. Denn, wenn es auch im ags. und altn. mehrere weibliche *i*-stämme gibt, welche nur durch das hinzufügen eines suffixalen *i* an den verlängerten oder unveränderten verbalstamm gebildet scheinen, so erweist sich dies bei vergleichung mit den verwandten dialecten als eine spätere entwickelung, indem urspr. *a*-stämme die gestalt der *i*-stämme angenommen. So entsprechen ags. *bær* dem ahd. *pāra*, alts. *bāra*, altfr. *bēre*, altn. *bǫr*, plur. *barar* (später *barir*); ags. *help* und altn. *hjálp* dem ahd. *helfa*, alts. *helpa* altfr. *helpe*; ags. *heal* dem ahd. alts. *halla*, altn. *hǫll* (aus *halla*, *hallu*); ags. *lāf* dem got. *laiba*, ahd. *leipa*, alts. *lēƀa*, altn. plur *leifar*; ags *rūn* dem got. *runa*, ahd. alts. *rūna*, vgl. altn. plur. *rúnar* (*ú* u. s. w. in übereinstimmung mit der nordischen schreibweise); ags. *spræc* dem ahd. *sprāhha*, alts. *sprāka* altfr. *sprēke*; ags. *stræt* dem ahd. *strāza*, alts. *strāta*, altfr. *strēte* u. s. w. Allen diesen gegenüber steht got. *deds*, ahd. *tāt*, alts. *dād*, ags. *dæd*, altfr. *dēde* (mit übergang von *i* zu *e*), altn. *dád*, überall *i*-stamm. Es muss denn dieses subst. durch das suffix *di* gebildet sein, wie got. *seþs* ahd. *sāt*, alts. *sād*, ags. *sæd*, altfr. *sēd*, altn. *sád* (welches zwar der *a*-klasse anzugehören scheint, plur. *sáðar* neben *sáðir*) von der wurzel *sā*; got. *alds* (st. *aldi*) von der wurzel *al*; ahd. *fart*, alts. *fard*, ags. *fyrd* altfr. *ferd* und altn. *ferð* von der wurzel *far*. Allein obwol wir durch diese erörterung die urspr. germ. form für das indo-europäische *dhā*, nämlich *dā* nachgewiesen haben, so ist doch damit nicht alles erklärt. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass viele von den formen dieses verbums nicht unmittelbar von der primären wurzel *dā* können gebildet sein. Dahin gehören offenbar die ahd. präteritalformen: 2 sing. ind. *tāti*, plur. *tātumes* u.

s. w., der conj. *tāti* u. s. w. nebst den entsprechenden alts. *dādi* u. s. w., welche zwar mit andern wechseln; weiter — immer vorausgesetzt, dass das schwache prät. zusammengesetzt sei — die got. ind. dual- und pluralformen dieses tempus auf *-dedu* u. s. w., conj. *-dedjau* u. s. w. Hier erblicken wir eine sekundäre form der wurzel, eine erweiterung derselben durch ein s. g. wurzeldeterminativ. Dergleichen erweiterungen gibt es mehrere innerhalb der germ. sprachen: ahd. alts. ags. und altfr. gelten die formen resp. für 3 sing. präs. ind. *kāt, stāt; gēd, stēd; gæd; gāth, stēt* [1]) neben den erweiterten im inf. resp. *kankan, stantan; gangan, standan; gangan; ganga, stonda,* während es im got. und altn. nur den letzteren entsprechende formen gibt. Zwar so dass in den skandinavischen sprachen die kürzeren formen geschichtlich später erscheinen — ausgenommen nur das färöische *gá.* Allein in den übrigen germ. dialecten ist die priorität dieser formen entschieden, vgl. skrt. präs. *tishthāmi* von der wurzel *stha, g'igāmi* (diese form zwar nur hypothetisch, s. Schleicher a. a. o. § 293); die altbktr. wurzeln *çta* und *gam* (Schleicher a. a. o.); gr. wurzel *στα* (*ἵστημι*); lat. wurzel *sta* u. s. w.

Wie sind denn die verlängerten formen entstanden? Das got. *gaggan* ganz deutlich durch reduplication, *standan* wiederum durch hinzufügen des wurzeldeterminatives *d* (*t*) und nasalirung, denn es erscheint allzu gewagt auch hier urspr. reduplication anzunehmen (urspr. = *stasta*), wo im gegensatz zum sanskrit der anfangsconsonant der wurzel ausgefallen sei. Auf dieselbe weise hat sich die wurzel urspr. *dhā* im germ. verzweigt. Von der primären wurzel *dā* — sie ist wenigstens für den germ. sprachbestand als lang herzustellen — stammen sämmtliche präsentialformen sowie das part. pass. im ahd. alts. ags. und altfr. Für das hinüberschwanken des *ā* in *ō* (*uo*) in ahd. *tuom* u. s. w. vgl. *pruotar* neben urspr. *bhrātars* (skrt. *bhrātā*). Im got. und altn. fehlt, wie bekannt, das einfache verbum; möglicherweise könnte man doch fürs altn. das übliche *dándi* herbeiziehen, welches sowol der form als der bedeutung nach leichter aus *dā* hergeleitet als aus *dugandi* contrahirt sein kann — wenn nur nicht sein verhältnissmässig spätes erscheinen gegen die frühere ansicht zu sprechen schiene. S. Gislason in "Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1869, s. 113.

Als urform des prät. der einfachen wurzel stellen wir *dadā* auf. Dies scheint zwar mit der natur der germ. reduplication gar wenig übereinstimmend zu sein, da dieselbe im got. überall als *ai* erscheint. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die-

[1]) Hier mag ein für alle mal bemerkt werden, dass die wortformen, um nicht allzu fremdartig zu erscheinen, überhaupt in der für jeden dialect üblichen schreibweise bezeichnet werden.

ses *ai* ein kurzes *e* repräsentire (so Holtzmann, Altdeutsche Gramm. I 11, Scherer, Zur Gesch. 11 ff.) und diese auffassung passt gut zu unserer theorie. Sie ist jedoch weder allgemein herrschend noch genügend begründet, denn verbindungen wie *aia* in *aiauk*, welche beweisen sollten, dass *ai* eine "brechung von *i*" sei — man hätte sonst *ajauk* erwartet — können, wie wir oben bemerkten, sehr gut als diftongisch betrachtet werden, was das ahd. *heialt* bestätigen würde, wenn nicht die altertümlichkeit dieser form in letzter zeit wäre angefochten worden, vgl. Paul und Braunes Beiträge zur Gesch. etc. I 449 ff. Anderweitiger analogien gibt es zwar mehrere: z. b. altbktr. perf. med. 1 sing. *voivide* (wurzel *vid* sehen), 3 dual *voividaite* (Schleicher a. a. o. § 291); griech. *παιπαλλω, δαιδαλλω, ποιπνυω,* die skrt. intensiven u. s. w. Man hat sich jedoch zu merken, dass diese (verstärkte) reduplication überhaupt keinen temporalen, bzw. präteritalbildenden charakter an sich hat. Die Scherersche ansicht dürfte demnach die richtige sein; nur habe ich die entwickelung von beiden gesichtspunkten aus erklären wollen.

Jedenfalls kann ein diftong (*ai*) nicht die ursprüngliche form der reduplication sein, die ja ihrer natur nach urspr. den wurzelvocal doppelt setzt. Die entwickelung wäre dann die folgende gewesen. Die reduplication erscheint in den belegten germ. verbalformen nie in jener uralten form, sondern wie im griech. mit dem reduplicationsvocal zu *ĕ* geschwächt: ahd. 1, 3 sing. ind. *teta*, alts. *deda*, deren auslautendes eig. *ā* später zu *ă* gekürzt wurde (auch got. *saiso* u. s. w. nach Holtzmann und Scherer); dann ist das reduplications-*ĕ* noch zu *i* geschwächt worden, alts. *dida*, ags. *dide;* diese sind sämmtlich erstarrte formen aus einer zeit, da die betonung des reduplicirten tempus noch auf der stammsilbe ruhte, wodurch die schwächung der reduplicationssilbe veranlasst wurde. Dieses accentuationssystem, das sogar die wegwerfung der reduplicationssilbe herbeiführen konnte, wie in *band, bundum* u. s. w., wich aber einem anderen, welches die reduplicationssilbe betonte. Eine folge hievon ward die verstärkung durch gunirung des *i*, und so haben wir die got. reduplication (wenn man dieselbe für diftongisch hält). So schon Bopp. Die got. reduplicationsweise wäre demgemäss eine spätere entwickelung als die, welche in den oben erwähnten ahd. alts. ags. präteritalformen vom verbum *tun* auftritt.

Neben diesen finden sich aber noch andere, die zur erweiterten wurzel *dad* müssen zurückgeführt werden: ahd. 2 sing. ind. *tāti*, plur. *tātumēs* u. s. w., conj. *tāti* u. s. w. nebst entsprechenden in andern dialecten: wie ist nun die entstehung dieser sekundären wurzel zu erklären?

Es ist bekannt, welchen grossen einfluss der accent auf den stammvocal übt. Ruht er auf diesem, wirkt er verstärkend, schwächend aber, wenn er auf der endung

ruht. Belege hierfür aus den indo-europäischen sprachen brauchen wir gar nicht ausführlich anzuführen; sie begegnen uns überall. Im sanskrit bewirkt dies einen unterschied im perf. zwischen sing. und den übrigen zahlen, z. b. *tutóda* und *tutudimá*. Ja, es kann in folge dieses gesetzes sogar der wurzelvocal, selbst lang, in vocalisch auslautenden wurzeln wegfallen. So eben im perf. der wurzel *dhā*, 1, 3 sing. ind. *dadhā'u* (spätere entwickelung, vedisch *dadhā'*), aber 1 dual *dadhivá*, 1 plur. *dadhimá*. Zwar in dem einzigen germ. dialect, wo die reduplication noch waltet, im got. kann nichts völlig entsprechendes aufgewiesen werden. Wäre das verbum *tun* im got. aufbewahrt, so würde es unzweifelhaft, wie wir oben (s. 8) sahen, in übereinstimmung mit *saian daian* gelautet haben. Das prät. von *saian* ist aber *saiso*, plur. *saisoum*. Man kann doch berechtigt sein an der ursprünglichkeit dieser pluralen formation zu zweifeln: das eingeschobene *u* in *saisoum* ist ja ganz unnötig und durch analogie von den übrigen starken prät. plur. hierhergezogen.

Mit willkürlichen hypothesen darf man sich aber nicht herumschlagen; es wäre daher allzu kühn zu behaupten, der wurzelvocal sei ursprünglich hier, wie im sanskrit, im dual und plural ausgestossen und der plural habe demnach früher etwa *dad-má* gelautet. Jedenfalls können wir mit sicherheit annehmen, dass neben sing. *dadā'* ein plural *dadāmá* zu einer zeit existirte, da der accent noch nicht von der endung zurückgezogen war. Nichts kann aber einleuchtender sein als dass eine bildung wie *da-dā-má* vom sprachbewusstsein missverstanden werden konnte in der weise dass man sie als *dad-ā-má* auffasste. Dann galt dem sprachsinne der ursprüngliche wurzelvocal *ā* nicht weiter als solcher, sondern wurde als bindevocal betrachtet. So würde die sekundäre wurzel *dad* entstanden sein und eine neue reihe von formen herbeigeführt. Dass die entwickelung in der hauptsache eine derartige gewesen, dafür finde ich eine wichtige stütze in dem umstande, dass speciell im ahd. — abgesehen von 2 sing., wovon mehr unten — es eben der plural und conjunctiv sind, welche ihre formen von der erweiterten wurzel bilden. Denn dass diese ursprünglich betonte endungen hatten, folgt deutlich aus pluralen wie got. *skinum* (luximus), *gutum* (fudimus); conj. wie *skinjau* (luxerim), *gutjau* (fuderim) — sicher, wenn auch nicht eben diese formen belegt werden können — den gunirten sing. ind. *skain* (luxi) und *gaut* (fudi) gegenüber. Auch die romanischen sprachen zeigen deutlich den einfluss der betonung auf die quantität und farbe des vocals: hier mögen nur franz. *dois, doit, devons, devez, doivent* an die seite der lat. *débeo, débes, débet, debémus, debétis, débent* gestellt werden. Von diesem gesichtspunkte aus stellt sich nicht mehr das ahd. *teta* als unerklärlich neben die übrigen ind. und conj. formen dar. Es zeigt sich im gegenteil als das ergebniss einer

in der natur der sache wollbegründeten entwickelung, wenn auch diese entwickelung für den germ. sprachbestand in einer zeit für sich ging, die den sprachforschern keine urkundlichen quellen nachgeliefert hat.

Im altsächsischen entsprechen den sekundären formen *tāti* u. s. w. genau *dādi* u. s. w. und, wenn neben diesen eine mit 1, 3 sing. *deda* übereinstimmende formenreihe existirt: *dedōs* u. s. w., so beeinträchtigt dies keineswegs die oben gegebene auffassung. Ob diese formenreihe *dedōs* u. s. w. seit uralter zeit neben *dādi* existirt oder während einiger zeit abhanden gekommen und dann durch die analogie von *deda* wieder hervorgedrungen, dies kann für die sprachwissenschaft nur von untergeordneter bedeutung sein: für die letztere annahme spricht jedoch die art des alts. dialectes sowie auch der ags. bestand; denn in diesem erweisen sich die wenigen sekundären pluralformen *dædun, dædon* und der conj. *gedæde* (angeführt mit citaten z. b. Begemann I 16) eben durch ihr trümmerhaftes erscheinen als ältere bildungen denn die allgemeine und durchgängige *didest* u. s. w. Sodann würde sich hieran schliessen das am Tunöersteine vorkommende altskandinavische *daedun*, vorausgesetzt dass diese lesung richtig und ein ausdruck wie *dohtrir daedun staina* (= die töchter "taten" den stein) möglich sei. Nur mag man nicht das wiederaufleben dem anscheine nach uralter formen allzu seltsam finden, vgl. z. b. das nhd. wir *fanden*, neben ahd. *fundum*, welches eine ursprüngliche form wie *fanþ-má* oder so etwas voraussetzt.

So haben wir das verhältniss zwischen den formen des verbum *tun*, wie sie ausser der zusammensetzung erscheinen, aufzuklären versucht und wollen jetzt zusehen, wie sie sich herausstellen in der formation, die das schwache prät. genannt wird und die ich fortwährend hypothetisch annehme. Dann fällt unser blick fürs erste auf das got. schwache prät. ind. dual, plur. und conj., da es eben diese formen sind, die durch ihre eigentümliche bildungsart den anlass zur zusammensetzungstheorie gaben. Der letztere teil von *nasi-dedum, nasi-dedjau* gleicht ja vollkommen einem verbum der ablautreihe *i a e i* und die lautähnlichkeit mit dem subst. *deds* führte dann zur annahme eines verbum *didan dad* u. s. w., zwar nicht mit recht, da, wie wir oben (s. 8) sahen, *deds* nur zu *dā* stimmt. Aber das dasein einer derartigen wurzel geht deutlich aus andern germ. dialecten hervor, und ich habe auch betont, dass es eben der ind. (dual) plural und conj. sind, wo diese wurzel ihrer entstehungsart nach obwalten muss. Zwar haben einige behauptet, dass dies auch für den got. sing. gelte: *nasida, nasides* würden dann urspr. *nasidad, nasidadt* (d. h. *nasidast)* lauten, da wir aber, wie auch Begemann einwendet (I 9), von *bidjan* nur *baþ* oder *bad, bast* haben können (zwar einsilbig, aber vgl. *liuhaþ*),

so widerlegt eine solche annahme sich selbst, insbesondere da keine spur eines derartigen *dad* in den altgerm. dialecten zu finden ist (das nhd. ich, er *tat* ist, wie bekannt, das resultat einer späteren analogisirenden entwickelung). Nein, wir halten an der oben gegebenen auseinandersetzung fest: wir stellen neben die ind. pluralen, dualen und conjunctiven formen den sing. *dadā* als ursprünglicher und erklären ganz einfach *nasida* und *nasides* aus urspr. *nasidadā, nasidadās*, deren reduplication wegfiel und deren *ā* gekürzt wurde (Westphals gesetz), seitdem der hochton auf die stammsilbe *(nas)* übergegangen war. Dass dies geschehen, kann ja nicht wunder nehmen; wol aber kann man fragen, warum dies im zusammengesetzten prät. und nicht eben so gut in der einfachen form (ahd. *teta)* geschehen ist. Aber auch dies erklärt sich fast ganz von selbst: das grössere material eines zusammengesetztes wortes verleiht dem gedächtnisse mehr stützpunkte als einer von den bestandteilen. Die sprechenden können daher eins oder das andere element des zusammengesetzten wortes ohne nachteil wegwerfen oder zusammenschrumpfen lassen ohne die richtige bedeutung aus dem auge zu verlieren. Im mhd. verstand man sogleich was *hiute* war, dass aber ein einsam stehendes *te* sich aus ahd. *takū* herleiten könnte, daran dachte kein mensch. So *hīnt(e)* von *hīnaht, hiure* von *hiū jarū* und in anderen sprachen, besonders wenn zwei auf einander folgende silben mit demselben consonanten anfangen: gr. *κωμῳ(δο)διδασκαλος τετρα(δρα)χμον*, lat. *nu(tri)trix, sti(pi)pendium.* S. Grammaire comparée, par F. Bopp, traduite par M. Bréal, III Introduction LIV.

Jetzt fassen wir die übrigen altgerm. dialecte zusammen. Sie unterscheiden sich, wie bekannt, sämmtlich vom got. im ind. plur. und conj. Dies erklärten die anhänger der zusammensetzungstheorie gewöhnlich so, dass z. b. im ahd. *neritun* die silbe *tā* weggefallen sein sollte, demnach *neritun* für urspr. *neritātun* stehen. Derartiger harten syncopirungen gibt es, wie wir so eben sahen, viele, am meisten vielleicht in den romanischen sprachen, die zwar ein anderes betonungsprincip als die germanischen haben. Jedenfalls dürfte es schwer sein in diesen anderweitige beispiele eines solchen ausfallens einer langen und urspr. betonten stammsilbe nachzuweisen. Man könnte auch wie Grimm mit rücksicht auf die bekannten langen alamannischen pluralendungen *-tōm, -tōt, -tōn* diese durch ausstossung von *t* und darauf folgende zusammenziehung erklären. Aber auch dies ist "zu wenig einleuchtend".

Die ansicht, welche jetzt wird dargestellt werden, ist zwar nicht ohne ihre schwierigkeiten; vielleicht sind aber diese nicht so gross wie bei den oben gegebenen erklärungen. Es kann noch nicht als völlig abgemacht betrachtet werden, in welcher weise das hülfsverbum sich an den stamm des anderen geschlossen habe — ob ur-

sprünglich an ein von diesem gebildetes subst. im acc., wie es im sanskrit geschieht und wie auch Bopp vermutet (Vergl. Gramm. § 624), oder, wie im lateinischen, unmittelbar an den verbalstamm, dies letztere jedoch wahrscheinlich. Jedenfalls ist es klar, dass eine geraume zeit vergehen musste, ehe sich das verhältniss zwischen stamm und hülfsverbum in derjenigen weise regelte, dass dieses seine selbständige haltung einbüsste und zum blossen tempuscharakter herabsank. Ehedem, weil noch das gefühl der dem hülfsverbum innewohnenden bedeutung lebendig war, kann man wol denken dass die begegnung der beiden wurzeln, der primären *dā* und der sekundären *dad* eingetroffen sei. Sodann dass in mehreren dialecten die ursprüngliche flexion *da-dā-ma* u. s. w. ins zusammengesetzte prät. hineingewachsen, während das einfache verbum *tun* auf dem wege der analogiebildung und s. g. sprachentartung fortschreitend seine meisten formen von der sekundären wurzel bildete. Dies sollte dann im ahd., alts., ags., altfr., (altn). eingetroffen sein, welche alle in der bildung des prät. plur. und conj. übereinstimmen und hierin einen gegensatz zum got. bilden. Wie im sing. ind. würde dann im plur. und conj. die reduplication ausgefallen sein. Oder liegt nicht diese annahme näher zur hand als die obigen?

Es mag das vorstehende als eine erklärung der zusammengesetzten präteritalen tempusformen bis auf weiteres gelten. Schon hier sei aber gewarnt, man lasse sich nicht durch dem anscheine nach weit von einander stehende formen irre führen und eben darum einen gleichen ursprung bezweifeln. So scheint es zwar schwierig ein vorauszusetzendes got. *daido* mit *da* in *nasida* zu vermitteln. Versuchen wir doch eine chronologie herzustellen.

Wenn wir fürs got. einen ursprünglichen reduplicationsvocal *i* aufstellen, haben wir zuerst:

1) *didā′* — *nási-didā′*.

Im letzteren zusammengesetzten und eben darum leichter zu verstümmelnden worte fällt die reduplication weg und die betonung der stammsilbe (*nas*) wird vorherrschend:

2) *didā′* — *násidā*.

Das got. auslautsgesetz wirkt auf *násidā*, aber natürlich nicht auf *didā′*:

3) *didā′* — *na′sidă*.

Der ton in *didā′* wird auf die reduplicationssilbe zurückgezogen:

4) *dídā* — *nasida*.

Dadurch wird die reduplicationssilbe gunirt wie in *skain* (= luxi), und, da das ange *a* zu *ō* gefärbt wird, bekommen wir endlich:

5) *daido* — *nasida*.

Wenn die reduplicationssilbe hingegen = kurzes *e* ist, so wird natürlich die chronologie einfacher:

1) *dědā′* — *nási-dědā′*.

2) *dědā′* — *násidā*.

3) *dědā′* (d. h. *daido*) — *násidă*.

Auf dieselbe weise wird das verhältniss zwischen dem vorausgesetzten got. *daido* und ahd. *teta* beleuchtet und hiemit kann man andere gleichartige faktische fälle zusammenstellen: vgl. got. *saiso* und altn. *sera* statt *sesa*, d. h. urspr. reduplicirendes prät. (Anders, aber nicht eben wahrscheinlich Schleicher a. a. o. § 308). Manches was im bau der sprache äussere unähnlichkeit zeigt, hat jedoch innere gleichheit.

Jetzt schliesse ich die vorläufige betrachtung des verbum *tun* in und ausser der angenommenen zusammensetzung ab und will nur, ehe ich zu Begemanns einwendungen gegen die herrschende auffassung übergehe, einige einzelheiten berühren, die im folgenden nicht gut platz finden können. Das wechseln von vocallauten in den schwachen präteritalendungen der verschiedenen dialecte ist gross und scheint beim ersten anblick schwer unter einen gemeinsamen gesichtspunkt zu bringen. Diese verschiedenheit ist aber überhaupt in betreff des langen *a* sehr häufig. Das got. *e* in *nasides* verhält sich zu *o* in *neritōs* nicht anders als *e* in *dage* zu *ō* in *takō* (dierum). Uebrigens findet sich auch ahd. *-des*, *-tas* (Grimm, Geschichte d. deutschen sprache 883). Der grundvocal ist aber *ā*, und dies schwächt oder färbt sich auf verschiedene weise in verschiedenen dialecten, was nicht eigentlich hieher gehört und übrigens in den sonstigen lautübergängen und analogiebildungen der resp. dialecte ihre völlige erklärung findet. Nur mag hier bemerkt werden, dass der oft ins *o* herüberschwankende charakter des tempusvocales einen ausdruck auch in den skandinavischen runenformen erhalten hat, nämlich für die 1 sing. ind. *tavido* (goldenes horn), *vorahto* (Tunöerstein), der 3 sing. *vorta* (spange aus Etelhem) gegenüber; vielleicht hat dieser unterschied den späteren wechsel zwischen *a* (1 sing.) und dem schwächeren *e* oder *i* (3 sing.) vorbereitet.

Was die personalsuffixe betrifft, brauchen wir hier nur das für 2 sing. in betracht zu nehmen. Fürs starke prät. ist dieses suffix gewöhnlich *t*, bisweilen *st* (ahd. *canst*, got. *saisost*, letzteres nach Schleicher durch analogie von *lailost* u. a., § 273 extr., aber vgl. gr. *σθα*, lat. *sti*, wol durch assibilation von urspr. *tva*). Im gegenteil wozu das präs. *s* hat. Die zwei *s* und *t* gehen auch vorgermanisch mit einander parallel. Welches suffix aber in der zweiten sing. ind. des verbum *tun* obwaltete, als dieses ein element der präteritalen zusammensetzung ward, scheint schwer zu entscheiden. Das got. *saisost* (demnach *daidost*) spricht für *st*, ebenso

das ags. und altfr., deren formen *didest*, *dedest* dem *neredest* genau entsprechen. Dass die endung *st* ihr *t* einbüssen kann, ist historisch nachzuweisen. Die 3 sing. ind. präs. vom verbum *sein* lautet in den altgerm. dialecten ursprünglich und lautgemäss *ist* (skrt. *asti*). Die abgekürzte form *is* kommt doch auch vor im ahd. (z. b. Christus und die samariterin v. 27), alts. (z. b. Heliand vv. 1590, 4378, 4628); ags. nur *is*. Andererseits haben got., das nur, ahd. und alts., die vorwiegend *ist* neben resp. *nasides*, *neritōs*, *neridōs* aufweisen, einen im allgemeinen altertümlichern sprachbau, und, wenn die folgende in die geschichtliche zeit fallende umgestaltung der betreffenden ahd. form in betracht gezogen wird — mhd. *nertest* neben seltenen *möhtes* Nib. 849 (nach "Deutsche Classiker"); *ladetes* Nib. 2101; *lebtes* Walther 128, II, 3 (Class.) u. a.; nhd. *nährtest* ohne ausnahme, — so ist es wahrscheinlicher, dass das *s* älter als *st* in der 2 sing. ind. prät. sei. Hiemit mag man vergleichen das auch im ags. auftretende *s* (sonst *st*), s. Begemann I 174, sowie das gr. ς in *λελοιπας* u. s. w. Johannes Schmidts vermutung, dass das got. *-dēs* und entspr. aus urspr. *dhādhta dādta dāst dāss* herzuleiten sei (Indogerm. Vocalismus I 57) kann natürlich nicht absolut verworfen werden, sie passt aber nicht in die später zu gebende erörterung der stellung dieser person im urgerm. schwachen verbum. Schleicher erklärt das betreffende *s* als eine analogiebildung nach präsens (a. a. o. § 307).

Hier mag eine bemerkung erlaubt werden. Die sprachwissenschaft sucht entsprechende formen in den verschiedenen sprachen gleichzustellen, indem sie die lautgesetze nachweist, welche die ausbildung und entartung der älteren formen vermittelt haben. Hiebei sind doch manche vorauszusetzende formen historisch nicht zu ermitteln. Dann muss man zwischenformen construiren, deren zuverlässigkeit immer von ihrer genauen übereinstimmung mit sicheren lautgesetzen abhängt. Es lässt sich aber denken, dass zwei unter einander verschiedene serien von formen aus ein und derselben form ausgehen und zuletzt nochmals in eine gemeinsame zusammenstossen. Wenn aber demnach das herstellen ideeller zwischenformen misslich, so ist es jedoch für die systematisirung der sprachwissenschaft unumgänglich, und je tiefer man in die gesetze der sprache und der verschiedenen sprachformen eindringen wird, mit desto grösserer sicherheit wird man sich in den gebieten bewegen können, wo noch die schlüsse des forschers den platz, den das auge der geschichte nicht erreicht, ausfüllen müssen. Inzwischen unterwirft man sich dem schicksal, das der grosse sprachforscher mit den worten kennzeichnete: Man muss auch den mut des fehlens haben (J. Grimm). Von jenem gesichtspunkte aus mag man die gegebene erörterung beurteilen: eine ziemlich detaillirte beschreibung einer sprachlichen entwickelung, die gröss-

tenteils in die vorhistorische zeit fällt, zu geben, das ist fürwahr, wenn man von wechselnden meinungen überall umgeben ist, eine schwer zu lösende aufgabe, der ich sicher in manchem nicht habe entsprechen können. Im grossen und ganzen hoffe ich doch recht zu haben und werde meine ansicht im folgenden näher entwickeln und begründen, wo es gilt die von Begemann gegen die allgemeine auffassung des schwachen prät. angeführten gründe zu prüfen.

Es muss natürlich Begemann viel daran gelegen sein, ehe er seinen neuen bau errichtet, den alten abzubrechen, um jenem platz zu räumen. In dieser hinsicht stellt er neben einander die ergebnisse, wozu die meister der germanischen sprachforschung in bezug auf das verbum *tun* gelangt sind (Begemann I 1—7). Und in der tat könnte es scheinen, es sei in dieser bunten menge sich kreuzender meinungen sehr misslich sich für die eine oder die andere zu bestimmen; ja, man kann sich befugt fühlen zu zweifeln, ob überhaupt ihrer irgend einer recht habe, und eine ganz selbständige hypothese an die seite der alten zu stellen.

Jedoch, wenn wir die sachlage schärfer ins auge fassen, wird es uns nicht schwierig sein im scheinbaren wirrwarre der ansichten die gemeinsamen leitenden gedanken zu entdecken, und wir werden finden, dass die verschiedenheit nicht so gross ist, wie man fürs erste möchte zu glauben geneigt sein. Denn erstens stimmen ja alle, oder fast alle, darin überein, dass sie sämmtlich die zusammensetzungstheorie umfassen. Weiter sind es rücksichtlich der formen des zusammengesetzten verbum *tun* eigentlich nur zwei verschiedene meinungen, die sich geltend machen wollen. Eine, dass dies verbum in allen formen des zusammengesetzten prät. als urspr. *didan dad dedum didans* — ich setze die got. formen statt der nicht ganz sicheren urgerm. — aufgetreten. Die andere, dass im sing. ind. das urspr. reduplicirte prät. der vocalisch auslautenden wurzel *dā*, im ind. dual, plur. und conj. hingegen das prät. der erweiterten wurzel *dad* enthalten seien. Sehen wir dann zu, welche die vertreter dieser und jener ansicht sind, so huldigen jener Grimm, v. d. Gabelentz, M. Heyne (in seiner Laut und Flexionslehre, die er selbst schon lange einer durchgreifenden umarbeitung hat unterziehen wollen) und Grein (citaten bei Begemann a. a. o.). Auf der anderen seite stehen Bopp (wie er seine frühere ansicht geändert hat), Holtzmann, Leo Meyer, Pott und Schleicher, während Scherer einen eigenen, zwar auch von ihm selbst bezweifelten standpunkt einnimmt. Es lässt sich schwer läugnen, dass die letzteren männer in bezug auf schärfe der analyse und umfang des zu vergleichenden materiales über jene, selbst Grimm nicht ausgenommen, hervorragen. Ueberhaupt kann man die Boppsche ansicht als die jetzt in ihren allgemeinen zügen angenommene betrachten. Der von einem rec.

(Sievers in Jenaer Literaturzeitung 1874 N:r 2) gegen Begemann gerichtete vorwurf, er habe die neueren ansichten über lautgeschichte vernachlässigt, ist zwar, wie man sich leicht überzeugen kann, unverdient, andererseits ist es aber unstreitig, dass man einen klareren überblick von der geschichtlichen entwickelung der betreffenden frage, eine schärfere sonderung des veralteten und dessen, was den platz des veralteten eingenommen hat, hätte erwarten können. Es nimmt sich fast so aus, als hätte er durch seine kritik der älteren ansicht auch die neuere bedrücken wollen; so sind die beiden ansichten unter einander gemischt. Im wesentlichen mich an die Boppsche ansicht schliessend, werde ich hier nur diejenigen anmerkungen aufnehmen, welche gegen diese gerichtet sind.

Begemann will auf keine weise die bisher als reduplicirt betrachteten formen *teta* nebst entspr. als die ältesten, die ursprünglichen gelten lassen. Diese auffassung ist nur, meint er, eine folge der zusammensetzungstheorie; wäre diese nie erschienen, so hätten sich auch jene formen den sprachforschern in einem anderen lichte gezeigt, nämlich als isolirte analogiebildungen nach der schwachen conjugation. Ja, isolirt, da haben wir eben das schlagwort. Alles was zu parallelformen innerhalb des germanischen sprachstammes nicht stimmt, kann Begemann unmöglich als etwas ursprüngliches betrachten. Und doch ist es ja eben ein wichtiger punkt in der methodik der sprachwissenschaft, dass allein dastehende formen, die ins sonstige grammatische system nicht gut passen, im allgemeinen überbleibsel einer älteren formation sind. Selbst wendet Begemann diese regel auf die s. g. präteritalpräs. an, deren in manchem eigentümliche bildungs- und flexionsweise als etwas uraltes nachgewiesen wird, obwol diese wenigen verben stets unter die kategorie der anomalen pflegen aufgeführt zu werden. Für die sprachwissenschaft hat, wenn es die frage über das alter zu lösen gilt, das numerische übergewicht einer bildung wenig zu bedeuten ausser in so fern, dass eine überhand nehmende form öfters eine neuere, besser verstandene und eben darum mehr gebrauchte ist. Es muss denn als eine gänzlich verfehlte beweisführung betrachtet werden, wenn Begemann (I 13) die alts. formen mit anfangendem *dād-* gegen diejenigen mit *ded-* im anlaute stellt und aufweist, dass jene auf drei stellen mehr als diese vorkommen (21 gegen 18), n. b. wenn die 1, 3 sing. ind., die nur *ded-* (einmal *did-*) haben, nicht mitgerechnet werden. Eben diese formen alts. *deda*, ahd. *teta* u. s. w. sind von grossem gewicht für die beurteilung der frage. Schon auf den ersten blick muss es wunder nehmen, dass, wenn wirklich ahd. *teta* eine analogiebildung nach der schwachen conjugation wäre, es keine entsprechenden präteritalformen im ahd. mitgezogen, sondern vereinzelt dasteht, einem bruchstücke aus vergangener zeit ähnlicher — auch

dies ist jetzt untergegangen: nhd. *tat* — als einer jener neugebildeten formen, die mit jugendlichem übermute immer um sich greifen wollen. Von sprachwissenschaftlichem gesichtspunkte aus ist es demnach nicht, wie Begemann meint, natürlicher diese eine form *teta* für einen fremden eindringling zu halten, "besonders", fügt er hinzu, "da 2 sing. ind. mit voller berechtigung iren platz einnimt" (Begemann I 11). Dies werden wir eben untersuchen, nicht als ob ich meinte, *tāti* sei unberechtigt — darüber entscheidet der sprachgebrauch, nicht die sprachwissenschaft — sondern es gilt hier die priorität der einen oder der anderen form nachzuweisen.

Die form für 2 sing. ind. prät. des verbum *tun* ist, wie bekannt, eigentümlich fürs ahd. alts. ags. und unzweifelhaft auch altfr. Wie diese von den beiden übrigen personen des sing. so abweichende form erklärt werden soll, darüber ist man noch nicht einig. Bopp will ihr ein grosses alter beilegen, in dem er sie mit der skrt. endung in 2 sing. perf. *itha* zusammenstellt. Gegen seine ansicht hat sich jedoch Scherer ausgesprochen (Zur Gesch. 194), sowol wegen der unmöglicheit den lautübergang befriedigend zu erklären als wegen des sicher specifisch indischen charakters des hülfsvocales *i*. Der deutung Bopps gegenüber steht diejenige Grimms, welcher hierin ein übergreifen der conjunctivischen flexion in die indicativische sieht. Welcher hat nun recht? Entscheidend für die beurteilung der frage scheint mir die form der prät. präs. in dieser person. Sie hat in den erwähnten vier dialecten gleich got. und altn. die endung *t* (oder *st*). Und wenn die ags. formen andere, in derselben weise wie die der übrigen starken verben gebildet, neben sich haben, so erweist sich dies unstreitig als eine geschichtlich spätere entwickelung, resp. analogiebildung. Aber, wie gesagt, jene prät. präs. stammen aus der urgerm. zeit und besitzen überhaupt noch eine merkwürdige zähe, vgl. nhd. *weiss wissen* mit *riss rissen*, daneben *mag mögen*, *darf dürfen* u. s. w. Auf diese und die got. und altn. damit überall analogen bildungen gestützt, hege ich kein bedenken mich der Grimmschen ansicht, dass die betreffende form entlehnt sei, anzuschliessen. Insbesondere da ein solches hinüberschwanken in den germ. sprachen gar nicht ungewöhnlich ist; ich brauche hier nur an die altgerm. formen von *wollen* und an das altschw. *kallaþin* (2 plur. ind. prät.), welches neben den echt indicativen formen 1, 3 plur. *kallaþum*, *kallaþu* steht, zu erinnern. Vgl. auch die nhd. prät. ind. (16., 17., 18. jahrh.) *sahe*, *kame*, *name*, *sturbe*, auch *wurde* für *ward* (Grimm Gramm. I² 987), um nicht zu nennen, das Begemann meint, *i* in altn. *kallaðir*, *kallaði* sei "natürlich unorganisch aus dem conjunctiv eingedrungen" (I 176).

Das ahd. prät. *tāti* ist demnach keineswegs eine uralte form, welche beweisen sollte, dass die form *teta* später eingedrungen sei (sollte sie wol urspr. *tat* gelautet haben?).

Wie will überhaupt Begemann seinen gegnern gegenüber die altgerm. formen des verbum *tun* ordnen und zusammenstellen? Wer nach einheit der erklärung sucht, muss sich getäuscht fühlen, denn eine solche einheit wird nicht einmal principiell zugegeben. Fürs got. weist Begemann nach (I 24, 25), dass dieses verbum die form *daian daido daians* gehabt haben muss, und im vorhergehenden (s. 8) habe ich diese beweisführung adoptirt und für alle germ. dialecte durchzuführen versucht. Nun aber nimmt Begemann speciell fürs ahd. eine urform *titan tat tātum titan* an (I 18). Aber, wie gesagt, in diesem falle würde das verhältniss zwischen dem subst. *tāt* und verbum *titan* gans vereinzelt dastehen. Man hätte wenigstens erwartet, das jenes verhältniss so aufgefasst würde, das er *tāt* aus *titan* herleitete; bei genauerer überwegung aber insbesondere der tatsache, dass das verbum, nicht aber das subst., im got. und altn. fehlt, kommt er zu dem schlusse, dass das verbum aus dem subst. durch analogie gebildet sei (I 24). Wie soll man dies fassen? Die analogen beziehungen, welche er anführt, sind keineswegs einleuchtend. Oder sollte wol *izzau az āzzumes* aus dem subst. *āz* gebildet sein? Dies kann er nicht meinen, denn das verbum ist ja uralt (skrt. *ad*, gr. *ἐδ*, lat. *ed*). Also sollte nur die sonstige übereinstimmung eine entgegengesetzte entwickelung herbeigezogen haben. Aber *āz* ist ein neutraler *a*-stamm, *tāt* dagegen ein weiblicher *i*-stamm. Etwa dasselbe kann gegen die analogie von *sprāhha* und *sprihhan* eingewendet werden. Immer so bei dem zunächst liegenden stehen bleiben, ohne durch zusammenstellung verschiedener dialecte und sprachen dem ursprünglichen bestand nachzuspüren, solch ein verfahren kann doch nicht anders denn als ein rückgang der sprachwissenschaft betrachtet werden. Und wenn Begemann oft genug seinen gegnern vorwirft, dass sie sich die sache allzu leicht machen, so fällt dieser vorwurf auf ihn selbst zurück, als er *teta* und entspr. als eine analogiebildung nach der schwachen flexion erklären will. Es sollte denn *teta* nach *nerita* gebildet sein und ursprünglich *tita* gelautet haben, wie das alts. *dida* beweise. Dies kommt doch nur einmal vor neben zahlreichen *deda*, so dass hier am allerwenigsten das numerische übergewicht etwas entscheiden könnte. Uebrigens hätte man wol eine bildung *tata* von *tat* erwartet, etwa wie sich *mahta* zu *mag* verhält. Aber nicht einmal, wenn man *tita* mit *nerita* zusammenstellt, ist darum die frage als gelöst zu betrachten. Denn es ist eben das unglück, dass im ahd. das schwache prät. immer *-ita* (in den formen mit bindevocal, nicht *-eta* wie *teta*) hat, im alts. immer *-ida* (ebd.) neben fast ausschliess-

lichem *deda*, im ags. dagegen immer *-ede* (ebd.) neben *dide* (*dyde*), also in diesen dialecten völlige nichtübereinstimmung, nur altfr. hat *-ede* und *dede*. Es wird wol jetzt einleuchten, dass die Begemannsche auffassung der verschiedenen formen des verbum *tun* grössere schwierigkeiten als die ältere darbietet. Und das sollte eben das ergebniss dieser vorläufigen erörterung sein.

II

Vergleicht man das schwache prät. und das schwache part. pass. im got., so fällt sogleich die durchgängige übereinstimmung derselben auf. Sie kann doch nicht durch die kaum zu nennende ausnahme *kaupasta* neben *kaupatiþs* (st. *-ida*) oder weil einige verben kein solches part. bilden, gestört werden. Und zwar ergibt sich in bezug auf die vocalisch auslautenden stämme dieser bestand von selbst, da im got. lautsysteme urspr. *t* zwischen vocalen zu *d* übergeht und es eben dieser consonant ist, womit das fürs schwache prät. angenommene hülfsverbum anfängt. Es sind demnach *nasida*, *salboda*, *habaida* als participialstämme und als 1, 3 sing. ind. prät. schon von vorn herein als gleich berechtigt zu betrachten. Anders verhält es sich mit den verben die ein s. g. bindevocalloses prät. und part. bilden: die übereinstimmung, welche auch in diesen obwaltet, hat mehr als sonst etwas Begemanns auffassung veranlasst, nach welcher das prät. vom participialstamme gebildet sein sollte, und sie ist auch unstreitig die stärkste stütze für dieselbe. Von den bindevocallosen prät. scheinen nur *munda*, *skulda*, *vilda* durch zusammensetzung mit *tun* gebildet sein zu können. Die übrigen *kunþa*, *þaurfta*, *aihta*, *brahta*, *bauhta*, *mahta*, *ohta*, *bruhta*, *þahta*, *þuhta*, *vaurhta*, *gamosta*, *vissa*, *gadaursta* — ferner nicht vorhandene, aber vorauszusetzende *binauhta* (got. *binauht ist*, ags. *benohte*), *dauhta* (ags. *dohte*) nach Begemann I 29, daneben *unþa* (ahd. *onda*, ags. *úde*, altn. *unna*), stimmen vollständig zum part. pass., während es schwierig scheint eine spur vom verbum *tun* in denselben aufzuspüren. Dabei ist es auch von grossem gewicht, dass diese verben in ihren formen sich genau entsprechen in den verschiedenen altgerm. dialecten, wie ich schon oben hervorgehohen habe.

Begemann findet sich sogar von der präteritalform dieser verben veranlasst gegen einen bisher allgemein angenommenen satz aufzutreten: dass nämlich, mit wenigen ausnahmen, in sämmtlichen germ. dialecten das prät. und part. pass. von verben wie got. *nasjan*, *sokjan* einen bindevocal — oder stammcharakter — urspr. gehabt, welcher in verschiedenen dialecten weggefallen sein sollte, wobei teils der *i*-umlaut geblieben, teils rückumlaut eingetreten wäre. Dagegen meint Begemann, die

verbindung von stamm und suffix in jenen formen habe ursprünglich ohne bindevocal statt gefunden. Er stützt sich hiebei teils auf die soeben angeführten uralten prät. und part., teils hält er dafür, dass, wenn eine form wie *sentita* ihr *i* einmal eingebüsst hätte, das sprachgefühl nicht mächtig genug wäre den ursprünglichen stammvocal wieder herzustellen, sobald das umlautende *i* verschwände. Seine sehr sorgfältige darstellung des factischen bestandes der präterital- und participialformen in den altgerm. dialecten (I 111 ff.) gibt einen klaren überblick der formen mit *i* und umlaut, derjenigen ohne sowol *i* als umlaut sowie auch deren ohne *i*, aber mit umlaut. Die letztgenannten wie alts. *quedda, legda*, altn. *selda, setta* sollten natürlich nach der ansicht Begemanns die letzte stufe der entwickelung bilden, wie z. b. alts. 1) *lagda*, 2) *lagida*, 3) *legida*, 4) *legda*, während der üblichen ansicht nach sie eine art von zwischen- oder übergangsformen sind wie 1) *lagida*, 2) *legida*, 3) *legda*, welches jedoch sofort vom sprachbewusstsein in die mehr "organische" form 4) *lagda* sollte umgewandelt sein. Aber auch nicht Begemanns genaue verzeichnung vermag zu entscheiden, welche entwickelung die tatsächliche gewesen, denn alle formen sind stets so unter einander gemischt, dass es nicht möglich ist auf diesem wege zu einem endgültigen urteile über das resp. alter derselben zu gelangen, denn, wie schon oben bemerkt wurde, das numerische übergewicht ist für ein höheres alter gar nicht entscheidend.

Wollen wir weiter zurückgehen. Vorerst werde hier nur eins bemerkt. Wurde wirklich das suffix an den prät. stamm ohne bindevocal gefügt, woher könnte dann das bedürfniss entstehen einen hülfsvocal einzuschieben, besonders in so leichte verbindungen wie *rd* (z. b. alts. *fōrda* Hel. 2308) ahd. *fuorta* (Tatian 117, 3), aber altn. *foerða* mit i-umlaut; ebenso ahd. *prannta*, altn. *bren(n)da?*

Ist überhaupt dies *i* als bindevocal aufzufassen und nicht eher als stammauslaut? Wäre es nur eine andere form des präsentialen stammauslautes *ja*, so hätte man doch im got. prät. und part. pass. anstatt *i ji* von werben wie *nasjan* und *ei* von verben wie *sokjan* erwartet, resp. *nasjida, sokeida* oder warum nicht ganz einfach *nasjada, sokjada* in übereinstimmung mit den medialformen, da, wie bekannt, das auslautende *ja* im ersteren teile eines zusammengesetzten wortes sich gewöhnlich erhält, z. b. *fraþþja-marzeins, vadja-bokos*. Daneben kommen doch z. b. *arbi-numja* von st. *arbja*, *andi-laus* von st. *andja* vor, welche einen übergang von *ja* zu *i* zu bestätigen scheinen. Um uns die sache klar zu machen, müssen wir sie einer weitgehendern erörterung unterziehen.

Die skrt. verben, welche den germ. schwachen entsprechen, d. h. die der 10 klasse angehörenden haben im part. prät. pass. *-ita*, dessen *i* wol nicht als ein rest

von *ja* zu betrachten ist (so jedoch Schleicher a. a. o. § 224), sondern als ein hülfsvocal, wie derselbe bei den übrigen part. auf *-ta* nicht selten auftritt. Das stammbildende suffix *aja* hat wahrscheinlich mit der betreffenden participialbildung nichts zu tun. Dasselbe gilt vom altbaktr., ohne dass ich jedoch hier, wie im skrt. die möglichkeit einer entstehung dieses *i* aus inlautendem *ja*, wie es nicht selten der fall ist, bestimmt läugnen will. Ich sage hier *ja*, denn es ist eigentlich dieses element, das für die betreffende classe charakteristisch ist; das vorhergehende *a* dagegen schliesst sich an den ursprünglichen verbalstamm und ist hier keineswegs wesentlich. Im griech. aber und lat. hat sich die betreffende classe in mehrere abteilungen gesondert, welche, obwol unter sich divergirend, doch jede ihre reihenfolge sich entsprechender formen bilden. Hier zeigt der unterschied zwischen z. b. *μισθωτος* und *τιμητος*, dass die erweiterung des verbalstammes (urspr. *aja*) sich im griech. auch auf die s. g. adj. verbalia erstreckt hat. Ebenso im lat., wir haben *amātus, sopītus, delētus*, wiewol bildungen wie die letzt genannte selten sind im vergleich mit der gewöhnlich z. b. in *monĭtus*, vorkommenden. Es muss doch wol das kurze *i* in *monitus* (vgl. *sopītus*) als ein bindevocal zwischen dem suffixe und dem reinen d. h. mit urspr. *aja* nicht ausgebildeten verbalstamme erklärt werden, so dass sich diese formation an die seite der sanskritischen und altbaktrischen stellt. Im altbulg. finden wir die entsprechenden spaltungen: mit *a* z. b. *gotovajetĭ* (= er macht), mit *ě zelenejetĭ* (= er grünt), und *saditĭ* (= er pflanzt) mit kurzem *i* und *i* allein, — das freilich Schleicher als aus urspr. *aja* zusammengezogen betrachtet (a. a. o. § 209).

Solch eine spaltung waltet auch im germ. sprachstamme ob, so dass es hier eig. von keinen specialtempora die rede sein kann: *fiskoþ* (got. = er fischt) entspricht *fiskoda* (prät. und passiver participialstamm) ebenso wie *habaiþ habaida* (= er hat, hatte). Nur sondert sich entschieden von diesen prät.- und part. formen *nasida* und *sokida*, die andererseits zu den präs. *nasjiþ, sokeiþ* nicht gut stimmen. Ein übergang von urspr. *ja* zu *i* im ersten teile eines zusammengesetzten wortes lässt sich, wie wir sahen, denken und könnte möglicher weise für ein zusammengesetztes prät. gelten (Westphals gesetz), fürs part. aber nicht. Die schwierigkeit wird vermehrt, wenn der imp. mitgenommen wird, der nicht nur von *sokjan*, sondern auch von *nasjan*, ja sogar von starken verben wie *bidjan* resp. *sokei, nasei, bidei* lautet. Da dem so ist, kann man das *i* in *nasiþs, sokiþs* nicht wol als aus *ja* verkürzt auffassen: in diesem besondern falle müssen wir das *i* als überbleibsel eines sprachbestandes betrachten, wo in mehreren verben das präsens einen besondern tempusstamm hatte, und in dieser hinsicht *nasja sokja (nasiþs, sokiþs)* mit lat. *moneo*

(*monitus*) gleichstellen, ob sie wol eig. lat. verben auf *io*, nicht *eo* im präsens entsprechen. Zwar wird durch diese deduction einer anzahl von verbalformen eine altertümlichkeit beigelegt, wie sie andern, mit jenen übrigens analog, nicht zukommt, aber ich muss bekennen, dass diese erklärungsweise, die natürlich für alle germ. dialecte, nicht nur got. gilt, mir mehr zusagt als die annahme unerklärlicher und durch keine analogien gestützter abweichungen von den gewöhnlichen sprachgesetzen. Ich kann auch nicht einsehen, warum man halten müsse, z. b. skrt. *corita* und got. *hausida* (part. st.) seien in verschiedener weise gebildet worden.

Das part. prät. pass. ist eig. eine adjectivbildung. Es dauerte jedoch nicht lange, ehe es den anstrich temporaler und passiver bedeutung erhielt, die es in nähere beziehung als die übrigen verbaladjective zu den eig. verbalformen setzte. Diese beziehung spiegelte sich immer mehr auch in der form ab, die — das suffix abgerechnet — mit dem üblichen verbalstamme übereinstimmender wird. So auch in den germ. schwachen verben mit ausnahme der *ja*-klasse. Es kann jedoch nicht zweifelhaft sein, dass auch in dieser das part. pass. vom sprachbewusstsein als ein integrirendes element der verbalflexion mit im ganzen entschieden temporaler und passiver bedeutung aufgefasst wurde. Als nun eine neue, dem germ. sprachstamme eigene verbalform, das schwache prät., gebildet werden sollte, hatte man für die *ja*-classe — die zwei andern brauchen hier nicht in betracht zu kommen — zwei verschiedene modificationen des verbalstammes, von denen wir die eine, auf *ja*, die präsentiale, die andere, auf *i*, die participial-passive nennen. Welche von diesen war nun die passendere unterlage für die neue bildung? Dies zu entscheiden darf uns nicht viel bekümmern, denn wir gelangen in beiden fällen zu demselben ergebnisse. Ist das prät. vom präsentialstamme gebildet worden, so würde die ursprüngliche form nach der obigen erörterung (s. 9 ff.) *násja-dadā* gewesen sein. Und nach der dort hergestellten chronologie würde diese form entstanden sein, ehe das got. auslautsgesetz ins leben getreten. Inzwischen wurde natürlich *nasja-* während einer geraumen zeit als gewissermassen selbständig aufgefasst, so dass es späterhin vom auslautsgesetze beeinflusst werden und sein auslautendes *ja* in *i* umwandeln konnte. Oder es wurde für jenen zweck der participialpassive stamm herbeigezogen, der zwar, streng genommen, keinen verbalen charakter trug, den eigentlichen verbalformen aber nahe stand und in *salbo-*, *habai-* denselben auslaut wie jene hatte.

Die letztere annahme dürfte die wahrscheinlichere sein, auf jeden fall wurde aber eine übereinstimmung der form nach zwischen dem alten part. und der neuen präteritalbildung bewirkt. Es war dies natürlich kein übelstand, da jenes einen nominalen, diese einen verbalen gebrauch hatte. Vielmehr konnte hierdurch — und

möglicherweise auch durch die gewissermassen ähnliche, resp. präteritale bedeutung — eine angleichung zwischen den beiden formationen veranlasst werden auch da, wo sie der natur ihrer entstehung nach nicht zusammentreffen sollten; wovon mehr unten.

Das *i* in *nasida* (prät. und part. stamm) ist somit meiner ansicht nach ein hülfsvocal: war aber ein solcher hülfsvocal ursprünglich überall im prät. und part. pass. vorhanden? Nein, ich habe oben von bindevocallosen prät. gesprochen, die völlig analoge pass. part. neben sich haben, und dieser name wurde denselben gegeben, weil keine spur eines einmal in ihnen vorhandenen bindevocales zu entdecken ist. Anders verhält es sich mit den s. g. rückumgelauteten prät. und part., für die zwar Begemann, eben wie für jene, ursprüngliche abwesenheit des bindevocales behauptet, indem, wie ich soeben andeutete, er einen anderen entwickelungsgang als den gewöhnlich angenommenen nachweisen will.

Was ist denn rückumlaut? Ich muss bekennen, dass mir die theorie des rückumlautes von anfang an eine ungereimtheit geschienen, oder, wenn man es lieber will, eine verkehrte auffassung, auf voraussetzungen ruhend, die aus dem alten, eig. lat., grammaticalischen systeme sind hergeholt worden. Denn dort nahm man einen gewissen casus (nom.) oder ein gewisses tempus (präs.) zum ausgangspunkte und suchte dann aus diesen die übrigen formen zu erklären. Im altn. z. b. wurden dann *valda* und *Haðar* in beziehung zu *ek vel* und *Höðr* als rückumgelautet betrachtet. Wie verkehrt aber diese anschauungsweise ist — wenn sie sonst noch mit irgend einem ihr spiel treibt — und besonders wie unpassend der name ist, brauche ich kaum zu sagen. Es kann ja gar nicht bewiesen werden, dass *valda* und *Haðar* einen andern stammvocal als *a* jemals gehabt. Wie kann man denn sagen, dieser laut sei durch rückgang, rückumlaut zum ursprünglichen zurückgeführt worden? Gewiss nicht: das kann doch niemand im ernste behaupten; man hat aber hier, wie so oft, gelegenheit zu beobachten, wie ein unrichtiger name eine unrichtige vorstellung herbeiführen und zu falschen schlüssen verlocken kann. Und solch ein schluss ist, denke ich, dass prät. wie ahd. *prannta*, altn. *valda* in derjenigen weise rückumgelautet seien, dass sie urspr. *prannita (ida)*, *valiða (-ida)* gelautet, dann *i*-umlaut bekommen: *prennita, veliða;* später sei das *i* ausgefallen, und dann, sobald die ursache des *i*-umlautes verschwunden, habe das sprachgefühl den ursprünglichen stammvocal wieder hergestellt. Hier will sich eine andere auffassung des rückumlautes geltend machen. Was im vorigen falle nur ein zwar fehlerhafter, doch nichts entscheidender terminus technicus war, über dessen wahre bedeutung — oder bedeutungslosigkeit — man einig ist, wird hier zur sache, d. h. man nimmt wirkliche verwandlung des stammvocales und darauf folgenden rückgang zum ursprünglichen

an. Für einen solchen rückumlaut braucht man aber einleuchtender analogien und hat auch solche finden wollen. Es sind 1) der übergang des ahd. gen. dat. sing. *chrefti* u. a. zum späteren *kraft*. Dabei soll man sich aber merken, dass es sehr zweifelhaft ist, ob das wiederherstellen des *a* eben durch den wegfall des *i* sei veranlasst worden. Denn fürs erste hatte man die analogie des nom. und acc., und dass es diese war, die den rückumlaut bewirkte, ist wol das richtige. Sodann trat der "rückumlaut" nicht sogleich und unwillkürlich ein, sobald das *i* ausgefallen; was man wol hätte erwarten können, wenn das sprachgefühl solch eine lebendige erinnerung des ursprünglichen standes und der ursache der veränderung dessen gehabt hätte. Wir haben z. b. ahd. *ganōskeft* (Müllenhoff und Scherer, Denkmäler 216, 18, cit. von Hahn, Ahd. Gramm. 4 ausg., s. 30). Warum sollte dann auch in gen. plur. z. b. *pelkō*, *enstō* der vom *i* geweckte umlaut bleiben? 2) Die immer grössere verbreitung des "rückumlautes" im mhd. schwachen prät. Hier ist doch die sachlage dieselbe wie in jenem falle: die analogie war vorhanden, und dass man sie befolgte, kann ja nicht wunder nehmen. Auch so: das weite feld, das sich im mhd. den wirkungen des *i*-umlautes eröffnete, verursachte, dass mehr formen als bisher, welche früher, im ahd., von diesem umlaute nicht beeinflusst wurden, in die theorie des umlautes und rückumlautes eingepasst werden können.

Ebenso wie mit mhd. formen (z. b. *hōrte* "von" inf. *hœren*) verhält es sich mit ahd. *prannta* und altn. *valda*. Gab es einmal *prennta* und *velda*, was in aller welt hätte das sprachgefühl auf die spur nach dem ursprünglichen vocalstande helfen können? Im gegenteil konnten wol andere schwache prät. wie *hapēta*, *salpōta* in beziehung zu den präs. *hapēm*, *salpōm* auf den gedanken führen, alles sei in der schönsten ordnung, wenn prät. und präs. den nämlichen stammvocal haben (*prennta* und *prennu*, *velda* und *vel*). Auf diese gründe gestützt stimme ich Begemann bei in seinem verwerfen der theorie des rückumlautes (so schon Bopp in "Vocalismus" 58), wie sie auf die schwachen prät. angewendet wird. Weiter kann ich ihm aber nicht folgen, kann mich nicht an seine ansicht schliessen, dass das präteritale und participialpassive suffix im altgerm. zuerst ohne bindevocal an die reine oder verlängerte wurzel gefügt würde. Für die andere alternative — dass *i* hier urspr. allgemeiner bindevocal gewesen — spricht erstens der lat., skrt. u. s. w. bestand. Sodann ist festzuhalten, dass jenes *i* muss urgerm. gewesen sein, weil es selbst oder doch sichere spuren davon in sämmtlichen altgerm. dialecten vorkommen. Denn ungereimt wäre es anzunehmen, dass diese dialecte, von einander unabhängig, in gewissen ähnlichen fällen denselben hülfsvocal sollten eingeschoben haben. Es ist sehr merkwürdig, dass Begemann, für den das allen germ. dialecten gemeine eine

art von "ding an sich" ist, über welches hinaus es nicht gestattet sei zu gehen, bei dieser gelegenheit, am nächsten von ahd. formen ausgehend, jenes *i* als secundär erklärt, da jedoch das got. sein gewicht entschieden in die entgegengesetzte wagschale legt, und Wimmers behauptung (Fornnordisk formlära 135), z. b. *valiðr* sei älter als *valdr* gute gründe für sich hat.

Was sollen wir denn glauben? Ich denke, dass die verwirrung in den ansichten über den betreffenden gegenstand daher kommt, dass man die wirkung des *i*-umlautes zu sehr betont. Dieser gehört erst einem spätern stadium der entwickelung des germ. sprachstammes an: er fehlt im got. und den ältesten skandinavischen runeninschriften: *hariso* (spange aus Himlinghøi), vgl. altn. *hersir; arbinga* (stein von Tunø), vgl. altn. *erfingi*; *dohtrir* (daselbst), altn. *dætr; saligastir* (stein von Berga), vgl. altn. *gestr* u. a. Und im ahd. alts. trat der *i*-umlaut erst im 6. und 7ten jahrhundert auf. Ich setze demnach folgende theorie für den bindevocal *i* im prät. und part. an. Dieser war urspr. in fast allen verben der *ja*-klasse vorhanden, also z. b. ahd. *prannita* (die urform natürlich *brannida*). Sodann ward aber das *i* teilweise ausgestossen. So entstanden die parallelformen *prannita* und *prannta* (für jenes vgl. z. b. *ambahtita* im Tatian, 48, 2; 137, 5), und, als der *i*-umlaut einzudringen begann, *prennita* und *prannta*. Diese annahme wird durch den altn. bestand sehr beglaubigt. Dort haben, wie bekannt, kurze *ja*-stämme rückumlaut im prät., d. h. sie haben in diesem tempus nie *i*-umlaut erlitten, während die langen im prät. (und part.) solchen haben *(valda — brenda* st. *brennda, hærða)*. Wollte man nun, vorausgesetzt dass sämmtliche diese *ja*-stämme einen bindevocal urspr. gehabt, die frage aufwerfen: welche stämme konnten denselben (im prät.) am leichtesten wegwerfen? — so würde die antwort schon von vorn herein so ausfallen: die kurzsilbigen. Denn die länge der stammsilbe musste den germ. betonungsgesetzen nach das folgende kurze *i* länger erhalten, als es bei den kurzsilbigen geschehen konnte: vgl. mhd. *édelè, kü'negè*, also altn. urspr. *válidà*, später *váldà* wie *kü'n'gè* — mhd. *sálbète kréftiger* mit urspr. *bránnìda, hō'rìda*, deren *i* erst dann ausfiel, seitdem der *i*-umlaut das *a* und *ō* gefärbt hatte. Die entwickelung sollte demnach die folgende sein:

1)	*valida*	*brannida*	*hōrida*
2)	*valda*	*brannida*	*hōrida*
3)	*valda*	*brennida*	*hœrida*
4)	*valda*	*brenda*	*hœrða*

(nach der s. g. normalisirten schreibweise). Es wird die obige annahme noch durch einen andern umstand gestützt. Man weiss, dass im altn. die schwachen prät. von

stämmen mit auslautendem *k* und *p* in den ältesten handschriften die endung *ðа* haben und nicht *ta*, wie man den assimilationsgesetzen nach erwarten möchte und wie es auch später heisst. Will man dies verhalten unbefangen erklären, so tut man dies nicht gut mit Begemann durch hinweisung auf die verkünstelung der isländer (I 151 anm.), denn man hätte nicht eben erwartet eine solche verkünstelung in den ältesten handschriften zu finden. Nein, jenes *-ðа* deutet unzweifelhaft auf das frühere dasein eines bindevocales hin, nach dessen ausstossen *k* und *p* das *ð* in eine mit sich analoge d. h. tonlose natur erzt allmälich umwandeln konnten. Dass *ð* früher auch nach *s* gestanden, zeigt die runenform *raisþi* = altn. *reisti* (Wimmer a. a. o. s. 25).

Im vorhergehenden haben wir das vorhåndensein im urgerm. eines bindevocales zwischen stamm und endung zu vindiciren versucht, natürlich nur was das prät. (und part.) weitaus der meisten verben der *ja*-klasse betrifft, und gehen jetzt zur erörterung der prät. über, die jede spur eines solchen bindevocales sowie auch eines anderweitigen vocalischen auslautes im präteritalstamme entbehren. Es ist diese formation den s. g. prät. präs. eigen und neben dieselben reihen sich einige andere verben, got. *briggan*, *brukjan*, *bugjan*, *þagkjan*, *þugkjan*, *vaurkjan* nebst *kaupatjan*. Alle diese verben haben schon in urgerm. zeit ihre nachweisbar älteste form bekommen, wie dies Begemanns eingehende erörterung vollkommen darlegt (I 26—66). Dabei hat man sich aber zu merken, dass diese bildungsart darum nicht notwendig altertümlicher ist als diejenige der mit bindevocal versehenen verben, denn auch die bindevocalische formation ist ja, wie wir soeben sahen, der urgerm. zeit zuzuschreiben. Dies hat Begemann nicht beachtet oder wenigstens nicht gehörig betont, obwol man ihm gegenüber gewissermassen berechtigt sein könnte der schwachen präteritalbildung der prät. präs. eine relativ spätere entstehung beizumessen, da dieselbe offenbar eine secundäre ist und erst dann ins leben trat, als das ursprüngliche starke prät. dieser verben entschiedene präsentialbedeutung angenommen hatte. Fürs eine oder das andere verbum ist zwar diese metamorphose schon in vorgerm. zeit eingetreten (got. *vait* vgl. mit gr. *Γοιδα*, skrt. *veda*). Die meisten hat sie jedoch erst auf speciell germ. boden betroffen, und erreicht erst hier ihre völlige ergänzung durch die allgemeine neue schwache präteritalbildung. Es möchte demnach nicht unwahrscheinlich sein, dass man diese begann, erst nachdem das gefühl von der zugehörigkeit des bindevocales zu verschwinden angefangen. Hierüber — über das relative alter — mag man aber denken wie man will; vor

allem gilt es, wenn man urgerm. formen zu beurteilen hat, den folgenden grundsatz anzuwenden: urgerm. formen müssen aus den lautgesetzen hergeleitet werden, die für die urgerm. sprache galten, und nicht in beziehung zu denen gestellt werden, die speciell für einen besondern germ. dialect z. b. got. gelten. Die versündigung an dieser regel hat viel verwirrung verursacht, und namentlich lässst es sich nicht läugnen, dass ein teil der beweisführung Begemanns auf einem solchen anachronismus ruht. (Siehe unten besonders was von *magt* gesagt wird).

Gehen wir sodann vom got. aus, mit welchem dialecte, wie gesagt, die übrigen altgerm. in dieser beziehung genau übereinstimmen, und teilen die verben, welche bindevocallose prät. bilden, nach dem stammauslaute ein, so bekommen wir folgende sechs klassen: 1) mit den liquiden *l*, *n*, *nn* (z. b. *skulan, munan, kunnan*); 2) mit *g* (z. b. *magan*), 3) mit *k* (z. b. *brukjan*), 4) mit *b* (*þaurban*), 5) mit *t* (*vitan*), 6) mit *s* (*gadaursan*). Vgl. Begemann I 44, 45; die prät. sind oben (s. 21) vollständig aufgezählt worden.

Nehmen wir diese klassen jede für sich in betracht. Die erste bietet keine schwierigkeiten dar, wenn man das prät. nach der zusammensetzungstheorie erklärt: es sind *skul-da, vil-da, mun-da*, und was *kunþa* betrifft, so ist es eine speciell got. form, die gar keinen anstoss erregen kann, da *d* und *þ* nach *n* in diesem dialecte vielfach mit einander wechseln (die urform unzweifelhaft *kunnda*). Das ahd. alts. *consta* kann wenigstens nicht vom part. pass. gebildet sein, da keine sonstige spur einer passiv-participialen formation auf *st* vorkommt. Bis eine bessere erklärung gegeben wird, müssen wir uns mit der alten begnügen, nach welcher das *s* euphonisches einschiebsel ist. Und das stumme *s* liebt, wie bekannt, nach sich stumme muten, daher das *t* in *consta*.

Eben wie *consta* ist für Begemann *vilda* nicht leicht zu erklären. Das prät. ist in allen dialecten vorhanden, um aber ein dies erzeugendes part. zu bekommen, muss er seine zuflucht zum altn. *vildr* nehmen, welches jeder temporalen und überhaupt verbalen eigenschaft entbehrt.

Wir gehen dann zu 5) über, weil wir im got. hier einen sehr einleuchtenden fall haben. Das verbum *kaupatjan* hat nämlich im prät. *kaupasta*, im pass. part. aber *kaupatida* (stamm). Es liegt kein grund vor, warum wir annehmen sollten, dass jene nichtübereinstimmung in diesem verbum ursprünglich sei, besonders da eine andere erklärung sich ungesucht darbietet. Wenn auch kein anderer fall die zusammenziehung von *-tida* in *-sta* fürs got. oder die vorgot. periode bezeugte, so kann doch die vorliegende tatsache nicht verkannt werden. Denn ungereimt wäre

es ja anzunehmen, dass zwei verschiedene verbalstämme: *kaupatja-* oder im prät. *kaupat(i)-* und *kaupas-* oder *kaupast-* von alters her neben einander existirt, und da jene sich unmöglich aus diesen herleiten lassen, so müssen sich diese aus jenen entwickelt haben. Also im prät. urspr. *kaupatida*, dann mit ausstossung des *i kaupatda*, durch assimilation *kaupatta* und umwandelung des ersten *t* in *s kaupasta*. Zwar dürfte es schwierig sein von Begemanns hypothesen aus lautübergänge wie jene und überhaupt die im folgenden angenommenen fürs germ. nachzuweisen, besonders was die anähnlichung eines folgenden *d* an ein vorhergehendes *t* und andere tenues betrifft. Ich wenigstens muss bekennen, dass es mir nicht gelungen ist sichere belege von dieser art (z. b. in Ficks vergleichendem wörterbuche) anzutreffen. Auch suchte ich ohne hoffnung, denn einem germ. mit *d* anfangenden suffixe — und als solches kann man den letzteren teil des zusammengesetzten prät. betrachten — sollte ja ein indo-europäisches mit anlautendem *dh* entsprechen. Aber wo finden wir so etwas? "Nur im arischen und wahrscheinlich im griech. (sind die stämme mit dem suffixe *dhi*) nachweisbar; es ist daher zweifelhaft, ob sie der indogerm. ursprache bereits zuzuschreiben sind" (Schleicher a. a. o. § 238). Soviel ist gewiss, dass nichts derartiges im germ. vorkommt. Die zusammenziehung von *kaupatida* in *kaupasta* mag gelten was sie kann; sie steht doch allzu vereinzelt um entsprechende germ. lautübergänge belegen zu können. Demnach muss ich hier zu indirecten beweisen meine zuflucht nehmen und zwar folgendermassen. Die lautverbindung *td* kann fürs urgerm. nicht nachgewiesen werden, während *tt* oft begegnet; was war natürlicher als dass, wenn die lautverbindung *td* durch vocalausstossung oder auf andere weise zu stande kam — was, wie gesagt, nur in vereinzelten fällen geschehen konnte — dieses *td* in *tt* überging, besonders da dieser übergang lautlich vollkommen gerechtfertigt ist (tonloses *t* + tonloses *t* statt tonlosen *t* + tönenden *d*). Auch ist er in einzelnen dialecten nach der ausstossung des bindevocalischen *i* im part. pass., in so fern dies geschah, regelmässig eingetreten z. b. altn. *lattr* urspr. stamm *latida*, *attr* urspr. stamm *atida*. Der sodann folgende übergang des ersteren *t* in *s* könnte zwar gar nicht notwendig erscheinen, da *tt*, wie gesagt, eine keineswegs unbeliebte lautverbindung ist; die betreffende dissimilation ist aber bisher für die germ. ursprache in gewissen fällen von den sprachforschern allgemein angenommen worden. Dergleichen fälle sind: 1) in wurzeln mit auslautendem dental vor suffixen, welche mit *t* anfangen, z. b. ahd. *bluostar*, got. *blostreis* (von der wurzel *blōt* + suffix *tra*, und + suffixe *tra* + *ja*); ahd. *last*, ags. *hläst* (altn. *hlass*) für *hlaþ-ti-* (von der wurzel *hlaþ*, vgl. Fick, a. a. o. III³ 87). 2) Speciell die umwandelung eines auslautenden *t* der wurzel in *s (z)* vor folgendem

t in 2 sing. ind. prät., z. b. got. *vaist*, alts. *wēst*, altn. *veizt* (was freilich nur ein besonderer fall des vorhergehenden ist). Ob jener übergang bereits urgerm. oder erst später in den einzelnen dialecten eingetreten sei, will ich dahin stehen lassen; ihn aber, wie Begemann tut, gänzlich zu verläugnen, das kann nur durch die consequente annahme eines überall eingeschobenen euphonischen *s* geschehen, wie es auch ein solches nach vocal und nasal nicht nur im germ., sondern auch in urverwandten sprachen gibt; nach *t* ist es aber der natur der sache nach nicht mit sicherheit zu erweisen. Zwar will Begemann ein entscheidendes beleg dafür in altn. formen wie *bazt* (ligasti, von *binda*) finden, da das *z* ein *ts* repräsentire. Dies ist aber keineswegs immer der fall: *s* und *z* werden vielfach unter einander vertauscht. Uebrigens steht z. b. *batt* neben *bazt*, immer nur *stótt*, und nach Begemanns annahme hätte man doch *lauzt* (von *laustst*) statt des wirklich vorkommenden *laust* (von *laustt, lausst*) erwartet. Da auch in den urverwandten sprachen die betreffende wandelung mehrfach begegnet, z. b. lit. *spista* (gedrängt, von der wurzel *spit* drängen); lat. *claustrum* für *claud-trum*, *pedester* für *pedetter*, vgl. *pedit-is*; gr. *ψευστος* für *ψευδ-τος*, *ἄννστος* für *ἀννι-τος*; — so können wir nicht umhin Begemanns obige annahme als nicht genügend begründet zu verwerfen und uns der üblichen ansicht anzuschliessen: dann sollten wir endlich *kaupasta* lautlich erklärt haben.

Zu dieser klasse gehört auch das bindevocallose *vissa*. Aus *vit-da* ergibt sich, wenn sonst die vorhergehende erörterung richtig ist, ein *vista*. Und die verbindung *st* ist ja sehr beliebt; also brauchte nicht eine angleichung des *t* an *s* einzutreten; es heisst auch ahd. *wista* (*westa*) neben *wissa* (*wessa*), ebenso alts. *wiste* neben *wisse*. Dieselbe ist jedoch nicht selten für sich gegangen, vgl. got. stamm *ungatassa* für *tath-ta*, *tasta* (= gr. *δαστος* von *δατεομαι*) von der wurzel urspr. *dat*, um die mit *vissa* verwandten *miþvissei*, *gaviss* u. s. w. nicht anzuführen. S. auch Schmidt a. a. o. I 57. Auch in urverwandten sprachen, z. b. altir. *fiss* (wissen, das) aus *fid-tus*, wurzel *fid* = urspr. *vid* u. a., Schleicher a. a. o. § 173; lat. in der superlativ-endung *issimus* für *is-timus* (*-tamas*); *censor* aus *cens* + *tor*, vgl. osk. *censtur*, u. a., Schleicher a. a. o, § 157. Die angleichung in *vissa* kann denn kein bedenken erregen; warum sie nicht z. b. in *kaupasta* eingetreten, könnte vielleicht aus der folgenden nebeneinanderstellung der zwei formenreihen erhellen:

1) *vit-da*	*kaupatida*,
2) *vitta*	*kaupatda*,
3) *vista*	*kaupatta*,
4) *vissa*	*kaupasta*.

6 klasse. Aus einem urgerm. *gadaurs-da* hätten sich zwei formen entwickeln können, entweder got. *gadaurzda* (in den übrigen dialecten mit *rd*, *rt* oder *dd* statt got. *zd)*, vgl. von urgerm. *husda* n. got. *huzd*, ahd. (mhd. nhd.) *hort*, alts. ags. *hord*, altn. *hodd*; ferner von urgerm. *gasda* got. *gazds*, ahd. *cart*, altn. *gaddr*. Oder das wirklich vorkommende *gadaursta*, vgl. von urgerm. *trasda* (lith. *strazdas* = drossel), altn. *þröstr* (in den übrigen dialecten meist mit *sk)*, von urgerm. *nisda* (skrt. *nīda*, lat. *nīdus)* ags. ahd. *nest;* von urgerm. *lasda* (griech. λασθη Fick. a. a. o. II 453) ahd. *lastar*, altn. *löstr*. Dass der letztere weg befolgt wurde, findet seine erklärung darin, dass die lautverbindung *st* von der analogie der soeben erwähnten prät. begünstigt wurde. Anderes vom wechsel zwischen *s* und *z* s. in der schönen abhandlung K. Werners: "Eine ausnahme von der ersten lautverschiebung" in Kuhns zeitschrift für vgl. sprachforschung 1876.

2 klasse. In got. *brukjan*, *þagkjan*, *þugkjan*, *vaurkjan* könnte es zweifelhaft scheinen, ob das stammbildende *ja* in derselben weise aufzufassen sei wie in *sokjan*, *kukjan* (prät.-*ida)* oder wie ein späteres durch analogie hinzugetretenes element (vgl. *ja* in *bidja* neben *us-bida* Röm. 9, 3), wahrscheinlich das letztere, was *briggan*, prät. *brahta* zu bezeugen scheint. Allein sei es dass man in *bruhta* und übrigen eine contraction von *brukida* sehe, oder ursprüngliche abwesenheit des bindevocales annehme, so ist der lautübergang der nämliche. *K* und unmittelbar darauf folgendes *d* konnten natürlich nicht gut passen, und eine solche verbindung dürfte nicht im urgerm. vorkommen. Dasselbe kann aber auch fast von einer anderen alternative *gd* gesagt werden, denn "diese lautgruppe kommt im deutschen sonst kaum vor". Fick a. a. o. III 215 zu *bragd* (andere belege für diese lautverbindung im altgerm. kenne ich nicht). Es gab demnach eigentlich keine wahl; die üblichen lautverbindungen mussten, sobald neue, bisher unerhörte entstanden, dieselben absorbiren, natürlich aber nur in gewissen perioden der sprache. Also konnte aus *kd* nicht *gd*, nur *kt* werden, welches, wie bekannt, später in *ht* überging, nicht *brugda* u. s. w., sondern *bruhta*, *þahta*, *þuhta*, *vaurhta*. Auch hier wie zu *vissa* und *kaupasta* bemerken wir, dass die formen ohne bindevocal vorsprung vor die andern bekommen. Vgl. altn.

1)	*vakida*	*þukda* (nasalirt)
2)	*vakda*	*þukta*
3)	*vakta*	*þótta*.

Später var der übergang von *kt* zu *tt* den nordischen sprachen nicht geläufig, also blieb *vakta*.

Endlich haben wir 3 und 4 klasse: *aigan, briggan, bugjan, magan, ogan* und *þaurban,* alle mit auslautender media der wurzel. Und es sind eben diese, welche den anhängern der zusammensetzungstheorie die grösste schwierigkeit bereiten, denn was wäre nach unserer vorstellung natürlicher als dass eine media vor einer anderen ihre natur erhalten sollte?

Sonderbar aber ist es, dass eine weitumfassende hypothese Begemanns die ganze schwierigkeit erledigen würde. Wofern ich seine meinung richtig gefasst, sollten unter den verschlusslauten die tenues, in welcher sprache sie auch auftreten, stets die ältesten und sowol medien wie aspiraten eine spätere entwickelung sein. Eine widerlegung dieser auffassung ist natürlich nicht von nöten, so lange nicht Begemann stichhaltigere gründe als die, welche sich in seinen büchern finden (s. insbes. II xxii ff.), anführen kann. Nur dies sei hier bemerkt, dass eine tenuis — für die ursprache — keineswegs ein älterer laut zu sein braucht. Im gegenteil ist es wahrscheinlicher, dass die ältesten verschlusslaute eben wie die vocale tönend gewesen; wenigstens ist die aspirirte tenuis entschieden jünger als die aspirirte media. Sodann würde auch diese transformation der lautverschiebung ein wahres wirrwarr herbeiführen. Für die dentalen verschlusslaute z. b. wird das schema statt des gewöhnlich angenommenen:

urverw.	got. u. s. w.	ahd.
dh	*d*	*t*
d	*t*	*z*
t	*þ*	*d*

nach Begemann das folgende:

skrt. *t* ältest, entartet got. zu *þ*, ahd. zu *d*,
got. *t* ältest, entartet skrt. zu *d*, ahd. zu *z*,
ahd. *t* ältest, entartet skrt. zu *dh*, got. zu *d*.

Nimmt man nur diese reihe, so ist doch die sache nicht so verzweifelt; aber, wie bekannt, folgen sich alle verschlusslaute in einem worte auf dem wege der lautverschiebung. Für das zahlwort 10 ergibt sich nach Begemanns theorie folgendes: in bezug auf den dental ist got. ältest mit *taihun,* in bezug auf den guttural wiederum skrt. mit *daçan* für urspr. *dakam,* gr. *δεκα.* Dergleichen nichtensprechungen sollten statt vollständigen parallelismus eintreten!

Es wurde das obige angeführt um zu zeigen, wie sich widersprechend hypothesen werden können, wenn sie nicht vollständig durchgedacht und in nahe verbindung mit einander gebracht werden. Denn da nach Begemann ahd. *k* in *mak* und *t* in *teta* älter sind als die entsprechenden consonanten im got., d. h. *g* in

mag und *d* in z. b. *deds*, da es weiter festzuhalten ist, dass *mahta* oder eig. *makta* aus urgerm. zeit stammt, was brauchen wir denn mehr? *Mahta* würde dann gebildet sein, ehe noch die verschlusslaute des urspr. *mak* und *teta* erweicht würden. Dergleichen wege wollen wir aber nicht einschlagen, wie bequem sie auch scheinen. Wir müssen doch fortwährend nur indirect beweisen, und werden erst zusehen, ob die gründe Begemanns, welche bezeugen sollten, dass die urgerm. verbindungen *gd* und *bd* sich in dieser form erhalten müssten, stichhaltig sind. Es sind die dafür angeführten beispiele (I 36): die got. formen *managduþs*, *gahugds*, *ajukduþs* (mit tenuis vor *d*) und namentlich 2 sing. *magt*, "wo", sagt er, "sogar *g* vor *t* keinen anstoss erregte". Um aber die beweisführung genügend zu machen müsste nachgewiesen werden, dass jene formen, gleich *mahta*, aus urgerm. zeit stammen und keine specifisch got. bildungen seien: sie sind aber eben dies: in den übrigen altgerm. dialecten gibt es gar nichts den drei genannten subst. entsprechendes: die endung *duþi*, wahrscheinlich = lat. *tati* geht denselben gänzlich ab. Ebenso wenig ist got. *magt* urgerm. Denn diesem zur seite stehen ahd. alts. *maht*, ags. *meaht*, altn. *mátt*. Dass eine urform *magt* als einmal existirt habend gedacht werden muss, leuchtet ein: die fünf schwesterdialecte bezeugen aber genügend, dass die anähnlichung des *g* an *t* schon in urgerm. zeit statt gefunden und demnach das got. *magt* eine spätere, durch die analogie der 1, 3 sing. veranlasste neubildung ist. Die unmöglichkeit eines überganges von *gd* und *bd* zu *ht* und *ft* (zunächst *kt* und *pt*) ist demnach noch unerwiesen. Zugegeben muss jedoch auch werden, dass die wirklichkeit desselben noch nicht durch sichere analogien zu stützen ist. Ich kann nur auf meine obige erörterung (s. 32) hinweisen, dass im urgerm. die lautverbindungen *gd* und *bd* kaum vorkommen (für die letztere kenne ich keinen beleg) und daher, wenn sie einmal entstanden, wahrscheinlich in die verwandten und geläufigen *kt* und *pt* übergingen. Und dies um so leichter, weil die analogie übriger prät. da war. Ueberhaupt müssen wir die grenze zwischen tenues, medien und aspiraten nicht im urgerm. so strenge abgesteckt, wie es etwa jetzt der fall ist, denken. Man mag vergleichen den got. wechsel von *b* und *f* auch im inlaute z. b *laibos* neben *aflifnan*, von *g* und *h* z. b. *faginon* neben *faheþs*. Insbesondere in der starken conjugation, resp. präteritalbildung findet sich diese s. g. verstufung, vgl. alts. *slahan, slōg, slōgun, slahan; clioban, clōf, clubun, cloban;* ags. *sleahan, slōh, slōgon slägen* u. s. w.; altfr. *hnīga, hnēch, hnigon, hnigen* u. s. w.; und besonders altn., wo *f* so oft im in- und auslaute gemeingerm. media vertritt. Und wenn man die den germ. sprachen gemeine schwierigkeit medien auslautend auszusprechen in betracht zieht, und erwägt, dass im zusammengesetzten prät. der eigentliche verbal-

stamm anfänglich als ein selbständiges ganzes betrachtet wurde, so kann man wol auf den gedanken kommen, dass der schlussconsonant (media) seinen ton eingebüsst, d. h. zur tenuis oder aspirata geworden, welche sodann auf die nachfolgende media *(d)* anähnlichend einwirkte.

Begemann gegenüber glaube ich auch, dass die analogie der part. pass. oder ähnlicher adjectivbildungen (ohne zeitbestimmung) können eingewirkt haben, obwol bemerkt werden muss, dass im got. von den auf medien ausgehenden sechs verbalstämmen vier, nämlich *aigan, briggan, bugjan, ogan* dergleichen bildungen entbehren. Natürlich ist es jedoch, dass die sonstige ähnlichkeit der bildung zwischen prät. und part. — vgl. *sokida, habaida, salboda* prät. und participialstämme — eine angleichung zwischen diesen formen auch da herbeiführen konnte, wo die formen ursprünglich verschieden waren, z. b. *mag-da* prät. und *mag-ta* part. pass. oder verbaladjectiv, ohne dass man darum die eine form aus der andern herleiten müsse. Denn gemeinsamer ursprung ist was anderes als spätere angleichung, die durch sonstige formenähnlichkeit und, zwar nur teilweise (präteritale), ähnliche bedeutung veranlasst wurde. Und nur die annahme der ableitung der einen form aus der anderen, nicht aber der angleichung der einen an die andere wird dadurch widersprochen, dass sie auch unähnliche (im allgemeinen resp. active und passive) bedeutung haben. Eine tatsache mag hier angeführt werden, die besonders für schwedische leser meine auffassung der besprochenen angleichung beleuchten wird. Gesetzt auch dass das schwache prät. vom pass. participialstamme gebildet wäre, so müsste jedoch das andenken davon völlig schwinden, als sich die nominalbildung von der verbalen scharf sonderte. Nun aber bildete das schwedische im anfang der neuern zeit eine neue conjugation für einige schwache verben, die dritte nach Rydqvist, schema: *så sådde sådd.* Vorher hatten wir prät. *saþi*, part. *saþer*, aber auch *thwo*, part. *þuagit* (Rydqvist, Svenska Språkets Lagar I 135), und es wäre dann verkehrt zu behaupten, dass die neuentwickelten formen *tvådde* (vgl. *sådde*) von *tvådd* (vgl. *sådd*), oder dies von *tvådde* gebildet sei: nein, die sonstige durchgängige ähnlichkeit der form zog auch diejenigen bildungen nach sich, welche vorher keine solche ähnlichkeit besassen. Und dies kann man wol formenangleichung nennen und als einen nicht unwesentlichen factor der sprachbildung anerkennen. Meine schlussbehauptung in betreff der bindevocallosen prät. kann trotz all dem nur die bescheidene sein, dass die unmöglichkeit der für diese verben angenommenen lautübergänge nicht erwiesen ist; im gegenteil hat die wahrscheinlichkeit jener übergänge gute gründe für sich, und ich halte demnach dafür, dass nicht einmal die beschaffenheit der schwachen

präteritalbildung von jenen verben die zusammensetzungstheorie umstürzen kann.

Zum schluss noch einige worte von einem got. schwachen prät., welches von jedem gesichtspunkte aus schwer zu erklären ist, nämlich *iddja*. Auf dieses legt Begemann grosses gewicht, und meint, es gäbe einen der hauptgründe gegen die zusammensetzungstheorie. Das kann ich gar nicht verstehen. Denn auch angenommen dass Begemann in seiner vermutung recht habe, es stamme aus einer in den germ. sprachen häufig auftretenden wurzel *id* (I 67 ff.), so ist damit nichts gewonnen. Denn erstens gibt es ja kein part. pass., keine adjectiv-bildung, welche den ausgangspunkt für die bildung jenes prät. ausmachen würde, denn es findet sich keine spur eines participialen oder adjectivischen stammes *iddja*. Ferner ist das *j* zwischen *dd* und *a* auf jeden fall unerklärlich. Ich kann aber nicht umhin gegen die angeführte hypothese selbst eine bestimmte reservation einzulegen. *Iddja* kann nicht vom ags. *eode* gesondert werden, welches sich als das prät. einer wurzel *i* = gehen deutlich kundgibt. Und da diese wurzel in den urverwandten (sowol arischen als europäischen) sprachen häufig auftritt, so kann ich nicht einsehen, warum wir trotz dem ags. *eode* mit Begemann (I 99) "die berühmte wurzel *i*" aus den germ. sprachen hinwegweisen sollten; das wäre doch eine allzu starke germanische exclusivität. Ich schliesse mich daher der auffassung Bopps an (a. a. o. § 635), nach der *iddja* für urspr. *ida* steht. Zwar müssen wir zugeben, dass diese transformation (von *ida* zu *iddja*, vgl. jedoch *bidja* neben *bida* präs.) beispiellos da steht; wir müssen aber wol an dieser erklärung festhalten, bis es eine bessere geben wird, und dürfen inzwischen dem *iddja* keinen allzu wichtigen platz in einer beweisführung für oder wider die zusammensetzungsthorie einräumen.

III

Als ich im vorhergehenden die angriffe, welche gegen die zusammensetzungstheorie gemacht worden, abzuwehren versuchte, war es natürlich, dass vor allem die lichtpunkte der andern, der Begemannschen, theorie zum vorschein kommen sollten. Und besonders habe ich nicht versäumt das augenmerk auf den hervorragendsten unter denselben zu richten: die im got. fast völlige entsprechung des prät. und part. pass. (n. b. wo es ein solches gibt). Es ist aber gerecht, dass ich auch speciell untersuche, ob sich in der Begemannschen theorie einige schwache seiten finden, denn vollkommen stichhaltig ist doch nicht, was er im vorworte zu seiner

späteren abhandlung (s. XVI) sagt: "dass bei der herleitung aus dem part. alle schwirigkeiten als ganz natürliche erscheinungen sich darstellen und überhaupt alles in der schönsten ordnung ist".

Die erste frage wird: gibt es einige analogien für die herleitung eines prät. aus dem part. pass. Begemann führt deren zwei an: aber die eine, aus dem magyarischen hergeholt, kann nicht wol hier in betracht kommen, da es misslich ist für die morphologie der indo-europäischen sprachen analogien aus den agglutinirenden herbeizuziehen. Auch sind es eigentlich nur die eranischen sprachen, in denen es zuverlässige analogien geben könnte. Es mag freilich bedenken erregen, dass nicht hier wie für die zusammensetzungstheorie etwas entsprechendes sich anderswo bzw. in der europäischen gruppe findet; es lässt sich jedoch denken, dass die beiden sprachstämme — der eranische und germanische — trotz ihrer anderweitigen grossen verschiedenheit in bau und entwickelung, in dieser hinsicht den nämlichen weg eingeschlagen und befolgt haben. Was jedoch nachzuweisen schwer sein dürfte. Betrachten wir eingehender die (II 126) aus den ältesten eranischen idiomen — altbaktr. und altpers. — angeführten participialprät., so erkennen wir deutlich, dass dieses s. g. prät. nur ein part. pass. (und zwar mit überhand nehmender activen bedeutung, s. unten) mit ergänzung verschiedener formen des verbum *sein* ist. Dies geht deutlich daraus hervor, dass das part. sowol genusbezeichnung annehmen — vgl. *pravaretā* = sie wählte neben *avaretō* = er wählte, Begemann II 129 — als auch in präsentialer und futuraler bedeutung verwendet werden kann. Das s. g. alteranische participialprät. vergleicht sich demnach am nächsten mit dem lat. zusammengesetzten perf. von deponentien (*hortatus* u. s. w. *sum* u. s. w.) und passiven transitiven (*amatus sum*), nur mit dem unterschiede, dass das hülfsverbum im eran. regelmässig ausgelassen wird, was jedoch in diesen alten sprachen nicht einsam von der einschlägigen formation gilt, sondern "überhaupt felt das hülfsverbum ser oft", Begemann II 130.

Versetzen wir uns sodann in die zeit 800 bis 900 jahre nach den jüngsten keilinschriften, so finden wir im huzvaresh (pehlevi) das part. als verbum finitum vollständig ausgebildet, auch statt des alten impf. und aor.; es ist aber wol zu merken, dass das part. nicht mit endungen versehen ist, sondern entweder nackt (ohne personalendungen) oder mit hülfswörtern verbunden auftritt. Es leuchtet ein, dass ein so langwieriger gebrauch des part. als verbum finitum — da das hülfsverbum mehrenteils ausgelassen wurde — endlich dahin führen sollte, dass das part. immer mehr als finite form erkannt wurde und als solche die gewöhnlichen personalsuffixe erheischte (d. h. die präteritalen, in so fern sich die bedeutung als eine

derartige herausstellte. Zweifelhaft ist jedoch ob eine solche endung schon im pārsi (etwas jünger als huzvaresh) vorkomme, da *kardam* (= ich machte oder wurde gemacht) auch aus dem nebenbei vorkommenden *kard ham* (*ham* = bin) contrahirt gedacht werden kann.

Erst im neupersischen sollte sich der hergang dergestalt geregelt haben, wie es fürs germ. seit uralter zeit feststeht. Dort sollte die flexion *kardam kardē kard kardīm kardēd kardand* (ich u. s. w. machte, -n) nicht, wie Bopp meint, durch zusammenziehung von *kardah am* u. s. w. (richtiger aus dem nackten stamme *kard* + *am*), welche jenen formen zur seite stehen, sondern durch hinzufügung der gewöhnlichen personalendungen an den participialstamm gebildet sein. Gegen die letztere annahme spricht jedoch der umstand, dass die angehängten personalendungen primär (dem präsens zukommend) sind (*baram* = ich trage u. s. w., vgl. besonders *kardand*) und mit den präsentialen formen des hülfsverbum *am* (bin) völlig identisch. Wir stehen also hier auf sehr unsicherm boden, und es ist somit nicht zu erwarten, dass eine vergleichung mit dem hergang im germ. besonders erspriessliche resultate geben sollte.

Denn auch abgesehen davon, dass das eran. urspr. pass. part. wenn auch nicht überwiegend active bedeutung hat, jedoch der activität einen im vergleich mit den übrigen indo-europäischen sprachen sehr grossen platz eingeräumt, wovon mehr unten — so geht doch klar aus der gegebenen erörterung hervor, dass nur das letzte stadium des eranismus, das neupersische, rücksichtlich der bildung eines präteritums vom pass. part., den germ. sprachen zur seite gestellt werden könnte. Denn erst im neupersischen sind die personalendungen — wenn sonst Begemann in seiner erörterung recht hat — unmittelbar an den participialstamm gefügt worden. Und dass dies endlich geschah, kann ja nicht wunder nehmen, wenn man die ganze vorhergehende entwickelung in betracht zieht, welche eine ursprüngliche nominalform, durch erst stätige und zuletzt überflüssige ergänzung eines verbalen elementes, verbale haltung allmälig annehmen machte. Wäre die analogie einigermassen zutreffend, so hätten wir erwartet erst in den neuern germ. dialecten ein so vollständig ausgebildetes schwaches prät. zu finden; erst dort hätten wir den übergang des part. pass. von nominalem zu verbalem charakter als abgeschlossen zu denken. Und die endungen? Sollte wirklich der reine participialstamm nicht nur die dritte, sondern auch die erste person des sing. ind. prät. bilden? Ich denke nein. Die vergleichung mit den eranischen sprachen scheint mir überhaupt wenig geeignet den glauben an der herleitung des schwachen prät. aus dem part. pass. zu befestigen.

Sodann führen wir die tatsache vor, welche allgemein als ein hauptbeweis für die zusammensetzungstheorie und gegen die andere, Begemannsche betrachtet wird, dass nämlich im got. die formen des schwachen prät. ind. dual, plur. und conj. die endungen *dedu* u. s. w. haben. Denn wäre wirklich das prät. vom part. pass. mit annahme der endungen des starken prät. gebildet, so müsste ja in übereinstimmung mit sing. der plur. z. b. *nasidum* lauten, was gar kein missverständniss, keine verwechselung herbeiführen könnte. Dann wäre auch die einschiebung eines *ed* zwischen stamm und endung, um Begemanns eigene worte von einem andern gegenstande, dem übergange von *kunda* zu *kunþa*, zu benutzen (I 45), "unbegreiflich, weil die notwendigkeit sich durchaus nicht erweisen lässt". So leicht dürfen wir aber nicht unsere aufgabe nehmen, sondern werden näher zusehen, wie Begemann die betreffende tatsache erklärt. Er sagt (I 172): "Die personalbezeichnungen des plurals stimmen genau zu denen der starken verba, und werden auch wol von denselben entlent sein, nachdem (gesperrt von mir) man das stammerweiternde *ed* angefügt hatte. Dies wird (!) nicht verschiden sein von dem suffix *ed*(*eid*); welches sich in dem subst. *faheds* (*fadeþs*) findet und mag denselben vocal enthalten wie die 2 sing. auf *es*". Hier mag es mir erlaubt werden einige bemerkungen zu machen. Erstens wird behauptet, die entlehnten dual- u. s. w. endungen seien an den participialstamm gefügt worden, nachdem dieser durch *ed* erweitert worden war. Nun aber wissen wir, dass die schwache präteritalbildung sich aus urgerm. zeit herschreibt und dass es demnach ursprünglich nur eine form für dieselbe gab. Wir haben dann zwei alternativen: entweder war das stammerweiternde *ed* ursprünglich dem ganzen germ. sprachstamme gemein, fiel aber später in allen dialecten, ausser dem got., hinweg. Diese annahme ist doch in betracht des verhältnissmässig äusserst geringen umfanges der "erweiterten" formation — nur im got. und zwar dort partiell — geradezu unhaltbar, ja nach Begemanns sonstigen ansichten (s. z. b. I 20) undenkbar, und doch fällt mit ihr die obige chronologie Begemanns ("nachdem"). Oder dieses *ed* ist ein späteres speciell got. — nach der germ. sprachtrennung — einschiebsel zwischen stamm und endung. Dies ist zwar möglich — das lässt sich nicht läugnen —, sicher ist es aber, dass eine derartige einschiebung in den germ. sprachen beispiellos da steht. Hierzu kommt noch die natur des infixes. Es kommt in der verbalflexion übrigens nicht vor, sondern bildet nur substantivstämme, ja meines wissens nur einen solchen, eben das *faheds*. Wie unwahrscheinlich ist es, dass ein infix wie dieses, welches ganz allein da steht, und, dem stande der übrigen dialecte nach, keine grosse verbreitung gehabt haben kann, — wie unwahrscheinlich ist es, dass dieses infix für eine schon ausgebildete verbal-

formation im got. verwendet wurde! Auch sind da andere schwierigkeiten, zum teil allen beiden theorien gemein, welche ich im vorhergehenden zu beseitigen versuchte. Insbesondere was die endungen betrifft, macht Begemann es sich allzu leicht, so dass er bisweilen mit sich selbst in widerspruch gerät. So ist es z. b. auffallend, dass das schwache prät. — wir gehen jetzt von seiner theorie aus — die endungen des starken nicht vollständig angenommen hat: 2 sing. ind. hat *s* statt *t* oder *st*. Auch tritt in dieser person, wie im dual u. s. w. die silbe *ed* auf, so dass die form eigentlich *nasideþs (-deds)* lauten sollte. Bei dieser gelegenheit erinnere ich mich an eine einwendung Begemanns gegen die annahme einer urspr. form *nasidad* für 1, 3 sing. ind. prät. (So M. Heine in "Laut- und Flexionslehre", s. 158), nämlich (I 9): *aþ ad* ist ein auslaut, der den got. lautgesetzen völlig gerecht ist; deswegen konnte das *d* oder *þ* nie wegfallen. In derselben weise könnte man hier behaupten: *þs* oder *ds* ist eine lautverbindung, die got. in völlig gleicher gestalt (im auslaute nach *e*) im worte *faheds* auftritt. Darum hätte *nasideþs* nie in *nasides* übergehen können. Aber, wie gesagt, in betreff der endungen sind die schwierigkeiten für die eine und die andere theorie etwa die nämlichen, so dass ich mich hier begnüge auf meine vorhergehende erörterung hinzuweisen, welche man mit den zum teil eigentümlichen ansichten Begemanns vergleichen mag (Begemann I 172 ff.).

Die analogie des eran. und germ. "participialprät.", schon an sich mangelhaft, fiel, wie man sah, noch schlechter aus, wenn dass starke active element in der bedeutung des eran. part. in betracht gezogen wurde. Auch hat Begemann, um das gewicht der auf diese tatsache gestützten gegengründe zu schwächen, das verhältniss zwischen activität und passivität einer eingehenden analyse unterzogen (II 1—96), nach deren der gegensetz jener formationen keineswegs im wesen der indo-europäischen sprachen begründet sein sollte. Die schlusssätze, wozu er kommt, sind diese: "1) Die passivität entwickelt sich aus der activität durch das medium der reflexivität. 2) Die reflexivität wird formell ausgedrückt oder sie bleibt unbezeichnet. 3) Beim verbum schwankt der sprachgebrauch, beim nomen ligt die reflexivität nur in der vorstellung" (II 96). Gegen diese sätze und speciell den ersten kann ja keine anmerkung gemacht werden; denn der hergang ist ja gewöhnlich ein solcher gewesen, z. b. im lat. und altn., wo die historische entwickelung vor unsern augen liegt; in andern fällen jedoch verhält es sich anders, z. b. mit dem skrt. *ja*-passivum. Dass jedenfalls der begriff und der ausdruck der passivität sehr früh in der indo-europäischen sprachfamilie auftrat, geht aus dem im grossen und ganzen übereinstim-

menden gebrauch derselben in den indo-europäischen sprachen hervor. Was nicht dadurch beeinträchtigt wird, dass während der entwickelung der activität durch die reflexivität zur passivität das sprachgefühl sich manches dem systeme nach uneigentliches hat zu schulden kommen lassen. Im ganzen existirte aber schon in der indo-eur. ursprache eine entschiedene grenze zwischen activität und passivität, wenn auch dieselbe sowol dort als in den gesonderten sprachzweigen der natur der sache nach nicht scharf abgesteckt werden konnte. Denn solche grenzen sind überhaupt in den sprachen nicht zu ziehen. Besonders auffallend ist es aber, dass jene grenze in den germ. sprachen vielleicht am schärfsten ausgeprägt worden ist. Man vgl. nur die Begemann II, im zweiten abschnitte (ss. 97 ff.) angeführten sammlungen aus der got. sprache mit denen aus der lat., griech., skrt. und insbesondere den eranischen sprachen. Es ist vor allem der betreffende bestand der eranischen sprachen, welcher mich am meisten an der Begemannschen theorie zweifeln macht, denn eben im eranischen hat ja sich das participialprät. entwickelt, welches mit dem germ. schwachen analog sein sollte. Erst im neupersichen hat jenes prät. einen entschieden verbalen charakter, und da hat auch das part. auf urspr. *-ta* fast allgemein active bedeutung angenommen; im got. wiederum kann Begemann nur einige spuren eines solchen überganges oder, wie er meint, rückstandes finden. Es sind die folgenden: *fravaurhts*, *þaurfts* (mit sowol activer als passiver bedeutung), *mahts* und *skulds* (vgl. jedoch den passiven ausdruck: *skuld ist* = es ist nötig). Es wird aber jedem sogleich in die augen fallen, dass diese wenigen part. zwar zum teil active bedeutung angenommen — oder bewahrt — haben, zugleich aber allen verbalen charakter eingebüsst. Zwar will Begemann keine ursprüngliche, ja sogar keine wesentliche grenze zwischen nomen und verbum gezogen wissen, allein so viel steht doch fest, dass wenigstens im germ. nomen und verbum vom sprachsinne strenge aus einander gehalten wurden. Es verhält sich mit diesem begriffsunterschied wie mit demjenigen von activität und passivität: eine zeit der völligen gemeinschaft mag freilich existirt haben — zahlreiche überbleibsel zeugen ja davon, — aber jene nichtsonderung der wesentlichsten sprachlichen begriffe in die zeit der sprachsonderung herüberzunehmen und für dieselbe allgemeine gültigkeit als bildungsprincip zu beanspruchen, das kann in der tat nicht richtig und dem wirklichen sprachbestande gerecht sein.

Zwar haben die meisten germ. part. auf urspr. *-ta* präteritale bedeutung, und somit könnte wol von ihrer kategorie ein prät. gebildet sein, dieses müsste aber dann der natur der sache nach passiv sein, da eben diese part. — mit präteritaler bedeutung — entschieden passiven sinn haben. Zwar haben auch einige germ. part.

auf urspr. *-ta* active bedeutung und somit könnte nach ihrer analogie ein actives tempus von sämmtlichen part. gebildet werden, wenn nur nicht eben diese part. — mit activer bedeutung — auch präsentiale bedeutung oder richtiger gar keinen temporalen oder überhaupt verbalen charakter an sich hätten. Ich sehe nicht was man gegen einen solchen schluss einwenden kann und finde auch in der nicht zutreffenden bedeutung der prät. und der part. pass. das wichtigste hinderniss für die annahme der Begemannschen theorie. Mein standpunkt ergibt sich dann von selbst und hat auch in der ganzen vorhergehenden erörterung deutlich hervorgeleuchtet: bis auf weiteres halte ich an der zusammensetzungstheorie fest, wie ich diese näher zu entwickeln und zu modificiren gesucht. Damit sei nicht unbedingt geläugnet, dass Begemann in der betreffenden frage wie in mehreren seiner behauptungen recht haben könne, aber, ich denke, dann muss er triftigere gründe vorbringen und insbesondere in seinen untersuchungen nicht kühne unbegründete hypothesen neben sorgfältige auf tatsachen gestützte erörterungen stellen, denn durch ein solches verfahren wird das vertrauen auf die ergebnisse dieser vielfach erschüttert. Vertrauen kann es eben auch nicht einflössen hie und da zu einander nicht stimmende ansichten Begemanns zu erblicken; z. b. I 9 ist das *st* im got. *qast* (= du sagtest) u. s. w. "aus einem dental und dem personal-*t* hervorgegangen", I 54 ff. sucht er zu beweisen, dass die betreffende personalendung *st* ist. Oben (s. 77) haben wir gesehen, dass er die specifisch got. *magt*, *managduþs* u. s. w. anführt um die möglichkeit eines altgerm. *magda* nachzuweisen; I 42, 43 heisst es in betreff des altn. *ótti:* "das altn. *ótti* kann nur ein altgerm. wort sein, da auf speciell nord. boden nach analogie von *bygð*, *dygð*, *trygð*, *brygð* von *ôga* nichts anderes als *ôgð* oder *ægð* gebildet worden wäre". Wenig consequent ist es auch I 56 von einer angleichung des nach ihm vom participialstamme gebildeten präteritums an den präsensstamm anzunehmen, die angleichung aber des präteritums an den participialstamm — der zusammensetzungstheorie nach — "einen vagen notbehelf" zu nennen, II XII.

Immerhin sind wir aber Begemann dank schuldig, weil er alte, vorgeblich schon abgemachte fragen aufs neue in die wissenschaftliche discussion gezogen hat. Es wird dies die sprachforscher anspornen neue ergebnisse für die sprachwissenschaft zu erringen: mir wird es genügen dadurch zu subjectiv neuen resultaten gelangt zu sein.

Inhalt.

Vorwort 1–2.

Einleitung 2–7. Die ältesten präteritalbildungen im indo-europäischen: durch augment und reduplication 2–3. – Das germ. schwache prät. ist eine spätere neubildung 3. – Kurzer überblick der einander gegenüberstehenden ansichten von der bildung desselben 4. – Der germ. schwache präteritalstamm muss überall desselben ursprunges sein 5. – Analoge bildungen in den übrigen indo-europäischen sprachen 5–6, – im germ. 6–7.

I. Detaillirte darlegung der üblichen ansicht von der betreffenden frage 7–21. Wie sind die freistehenden formen von der wurzel urspr. *dhā* auf die ursprüngliche germ. einheit zurückzuführen? 7–12. – Die formen des verbum *tun* in dem schwachen prät. 12–14. – Chronologie 14–15. – Endungen 15–17. – Begemanns kritik der ältern auffassung. Widersprüche in seiner eigenen ansicht 17–21.

II. Bindevocalische und bindevocallose prät. im germ. 21–36. – Begemann betrachtet die letztere formation als die urspr. allgemeine. Wie ist dies zu fassen? 21–28. – Das *i* im part. und prät. 21–25. – Umlaut und rückumlaut 25–28. – Versuch zu einer erklärung der bindevocallosen schwachen präteritalbildung 28–36. – Zur lautverschiebung 33. – Angleichung des prät. und part. 35. – *Iddja* 36.

III. Specielle kritik der Begemannschen hypothese 36–42. – Analogien aus den eranischen sprachen. Deren bedeutung für die vorliegende frage 37–38. – Die schwierigkeit das got. *nasidedum* u. s. w. nach jener annahme zu erklären 39–40. – Die schwierigkeit eine active tempusform aus dem in den germ. sprachen im ganzen passivischen part. prät. zu erklären 40–42. – Schlusswort 42.

Inhalt.

Vorwort 1–2.

Einleitung 2–7. Die ältesten präteritalbildungen im indo-europäischen: durch augment und reduplication 2–3. – Das germ. schwache prät. ist eine spätere neubildung 3. – Kurzer überblick der einander gegenüberstehenden ansichten von der bildung desselben 4. – Der germ. schwache präteritalstamm muss überall desselben ursprunges sein 5. – Analoge bildungen in den übrigen indo-europäischen sprachen 5–6. – im germ. 6–7.

I. Detaillirte darlegung der üblichen ansicht von der betreffenden frage 7–21. Wie sind die freistehenden formen von der wurzel urspr. *dhe* auf die ursprüngliche germ. einheit zurückzuführen? 7–12. – Die formen des verbum *tun* in dem schwachen prät. 12–14. – Chronologie 14–15. – Endungen 15–17. – Begemanns kritik der ältern auffassung. Widersprüche in seiner eigenen ansicht 17–21.

II. Bindevocalische und bindevocallose prät. im germ. 21–36. – Begemann betrachtet die letztere formation als die urspr. allgemeine. Wie ist dies zu fassen? 21–28. – Das *i* im part. und prät. 21–25. – Umlaut und rückumlaut 25–28. – Versuch zu einer erklärung der bindevocallosen schwachen präteritalbildung 28–36. – Zur lautverschiebung 33. – Angleichung des prät. und part. 35. – *Iddja* 36.

III. Specielle kritik der Begemannschen hypothese 36–42. – Analogien aus den etanischen sprachen. Deren bedeutung für die vorliegende frage 37–38. – Die schwierigkeit das got. *nasidedum* u. s. w. nach jener annahme zu erklären 39–40. – Die schwierigkeit eine active tempusform aus dem in den germ. sprachen im ganzen passivischen part. prät. zu erklären 40–42. – Schlusswort 42.